# STER KREISLER

DREIZEHN VIGILIEN
AUS EINEM KÜNSTLERDASEIN

EIN IMAGINÄRES PORTRÄT

VON

RICHARD SCHAUKAL



MÜNCHEN UND LEIPZIG
BEI GEORG MÜLLER
1906

# KAPELLMEISTER KREISLER

RICHARD SCHAUKAL

# Kapellmeister Kreisler

DREIZEHN VIGILIEN

aus einem Künstlerdasein

MÜNCHEN UND LEIPZIG
BEI GEORG MÜLLER
1906

Dieses Buch wurde in einer einmaligen Auflage von 762 numerierten Exemplaren gedruckt bei Fr. Winiker & Schickardt, k. u. k. Hofbuchdruckern, Brünn. Zwölf sind auf echtem Japan abgezogen und vom Autor signiert. Der Preis eines solchen, ebenso wie die Gesamtauflage, in Pergament gehefteten Abzugs beträgt 15 Mark. Dieses Exemplar trägt die Nummer 143

Gerhard Ouckama Knoop

in Freundschaft

Wien, Neujahr 1906

R. Sch.

....Ich meine diejenigen, die Fremdlinge in der Welt sind und bleiben, weil sie einem höheren Seyn angehören und die Ansprüche dieses höheren Seyns für die Bedingung des Lebens halten - - - - -

Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern herausgegeben von

E. T. A. Hoffmann.

## Erste Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

B....., den 2. Jänner 180.

Mein teurer Theodor!....

Ich habe mir mein Elixier bereitet — Du kennst die wundersame Mischung, die mir alle Lebensgeister beflügelt, meinen Mut anfeuert und die »große Liebe« aus den bleiernen Banden der Alltäglichkeit wachruft —, habe zwei Kerzen vor mich hingestellt, und nun will ich Dir schreiben, Du mein Einziger, Genosse meiner Jugend, meiner Träume und Ernüchterungen, Stern meiner Irrwanderungen, Leuchtturm meiner Brandung. Es ist lange her, daß ich Dir nicht von mir Nachricht gegeben habe. Ich könnte mich billigerweise auf die Zeitläufte berufen, auch auf mich selbst und meine niemals enden wollende

1*

Holländerfahrt nach den kleinen Ankerplätzen bürgerlicher Behaglichkeit. Ich mag nicht. Ich huldige dem Grundsatz unerbittlicher Wahrhaftigkeit. Laß mich ihm wenigstens Dir gegenüber treu bleiben. Sonst darf ich's nicht allzu oft. Die Leute vertragen das nicht. Auch meine Frau, — ich hab' sie schlafen geschickt, die Gute; sie hat doch ein erbärmliches Dasein an meiner Seite; Gott besser's! — auch meine Frau verträgt's nicht. Das heißt, sie verträgt oder erträgt alles, was meiner Laune beliebt. Aber ich weiß, solche Offenheiten sind ihr wie blanke Rasiermesser. Es schaudert ihr vor dem glatten spiegelnden Glanze der grausamen scharfen Klingen. Was willst Du? Sie ist ein Weib. Die Weiber wollen das Regelmäßige, das Selbstverständliche und die Dehors gewahrt wissen. Alle! Ach, alle! Die sogenannten genialischen unter ihnen ja auch. Es ist nur eine Revolte der Sinne, die sie den Anschein gewinnen läßt, als sei dem anders. Denn an

eine Revolte des Geistes glaub' ich bei Weibern nicht... O, mein Theodor! Du ahnst nicht...! Aber ich will ja beichten. Und vor allem erklären. Oder genügt es Dir, wenn ich Dir versichere, daß meine Liebe zu Dir, meine Treue nicht erkaltet, daß sie im Gegenteil gewachsen sind, daß ich mehr denn je an Dir hänge, mein Einziger?

Ich habe nicht geschrieben aus Unlust an mir selbst, aus Verdruß an der Welt — was sich so Welt nennt —, an Gott, wenn Du die große Turnüre einer verzweifelnden Gebärde liebst. Aber ich weiß ja, was Du liebst, mein Theodor. Ich weiß, Du Ruhiger, Gleichmäßiger, Wagrechter — es fließt mir in die Feder, das unsinnig-sinnige Wort —, Du liebst die große Turnüre nicht und die kleine ebensowenig. Du liebst, ja, Du liebst Deine Frau, Deine Kinder, — Du hast doch deren mehr bereits als den kleinen Johannes, meinen unbekannten blondgelockten Täufling und Namensvetter? — Du liebst Dein wohlgegründetes

angestammtes Haus, die ragenden Baumkronen Deines stillen Parks, Deine guten schlanken Pferde, Deine zielsichre Tätigkeit... Liebst Du auch mich noch, den sprunghaften bittern närrischen Vaganten? Ach Gott, mein Theodor, auch ich liebe die stillen Bäume meines Parks, meine Kinder, meine schlanken Pferde — Du weißt, ich erschaffe alles aus dem Nichts —, nur meine »Tätigkeit«, nein, die liebe ich nicht. Ich könnte sie hassen, wenn sie für meinen Haß nicht zu erbärmlich wäre. Meine Tätigkeit! Eine Lache! Sähst Du den Cidevant-Rat und Referenten einer hoch- und wohllöblichen königlichen Regierung, wie er, Notenhefte unterm Arm, den blankpolierten Türklopfer eines hochmütig über ihn weg mit glänzenden Fenstern in die Scheiben des Nachbars starrenden Hauses fallen läßt, daß es erdröhnt im behaglich geschmückten Flur, bis die Magd erscheint oder ein feister Sklave der Wohlgebornen, die hier des Lehrers harren für Demoiselle Sophie

oder Agathe, sähst Du ihn, wie er, den beklexten Kittel über den fadenscheinigsten Frack gezogen, auf schwankendem Gerüste Feenpaläste pinselt oder höchst romantisch glitzernde Wasserfälle für Oper und Schauspiel, sähst Du ihn, wie er, in Regen und Wind, den struppigen Kopf gegen den Anprall geneigt, davonstürmt am späten Abend aus dem warmen Kaffeehause, weil die Stunde des Orchesters bereits geschlagen hat, sähst Du ihn, mein Theodor, Du würdest..., nein, Du würdest nicht einmal lächeln, nicht wahr, denn es ist doch gar zu elend, wenn einer lächelt, der ruhig sitzt, über den, der da unten irgendwo ankämpft gegen allerlei hämische Gewalten der Niederungen, Zwerge von Gewalten, häßlich, dumm und abgeschmackt — wie das Leben, das Leben, mein Theodor! Bist Du etwa erstaunt, mich also lästern zu hören? Dünkt es Dir der Schatten einer lastenden Stimmung, die Sucht zur Übertreibung, wie Du damals in D... mein so ganz

andres Benehmen rügend deutetest? Eben dieses »andre« Benehmen bringt mich auf die Frage. Denn was war's sonst, was Dir — ich sah's ja deutlich, daß Du, je weiter der Abend fortschritt, je kühler, fremder wardst — das Zutrauen zu mir, die alte Bequemlichkeit mit mir so offenbar kränkte! Das »andre« Benehmen! Ich weiß, Du fandest mich damals arg verworren, trüb, von einer krampfhaft gespannten unlautern Lustigkeit besessen. Ich sah durch Deine Stirne die abweisenden und entrüsteten Gedanken, wie sie, eine Schar von niedrig flatternden Wolken, heraufkamen. O, mein Theodor! Ich bin noch immer »anders«, freilich ganz — anders. Ich kann toll sein bis zu völligem Selbstvergessen, — fast: denn so arg hat's mich nie, kaum im sieghaften Emporstürmen, mit dem einen der Wein wohl begnaden mag. O, ich bin »anders«! Ich kann Fratzen schneiden, daß die Leute sich bekreuzigen, ich kann auch den ehrbaren Galantuomo

mimen, daß mich unsägliche Kanzleirätinnen umarmen, kann ersterben in Bewunderung hochfürstlicher Begabungen und ditto Kunstsinn, aber das »andre« schlägt plötzlich aus mir wie eine Flamme und blendet sehr unpassenderweise den nichtsahnenden Ankömmling. Im übrigen aber bin ich ein armer Teufel von Musik- und Gesanglehrer, scherwenzle um den Monatslohn, den eine über derlei banale Datumsorgen erhabene Hausmutter arglos zur gebührenden Zeit vergißt, drille Meerschweinchen und Mondkälber, Kropfhühner und Weinbergschnecken, will besagen: Kaufherrn- und Stadtvätertöchterlein und -Basen zu gotteslästerlichen Halbstundendirnen der edeln Kunst, hasple schleimige Gespräche aus einem grinsenden Aufwartemaule und sitze mit hundsföttischen Dickwänsten von »Gönnern« vor gespendeten Abendschmäusen, schmeichle ihren Affenhirnen mit Zoten und singe behufs Erweichung ihrer überfüllten

Gedärme zum Klimperkasten Travestien großer Gefühle. O, es ist ein Ekel!

Einmal aber in diese Öde, diesen Schlamm, diese lächerliche Unsal leuchtet ein Schimmer, lächelt, wie in den Kerker goldner Sonnenstaub im schrägen Streifen hereinschwebend sich verirrt..., ja: verirrt! Es ist nichts. Wolken gehen über die Sonne. Wieder liegt er im Dunkel, im feuchten Moderdunkel, der dumpfe Kerker, und den Gefangenen durchfröstelt's wie nach einer bangen Erscheinung...Mein Freund, Du hast ein Weib: drück sie an Dein Herz, laß sie fühlen, daß Du ihrer bist, ganz, auch mit allen entfesselten Gedanken traumschwüler Nächte, küß Deine Kinder, die Kinder vor allem, die Kinder! Es gibt ja nur eine Liebe, eine einzige große Liebe, und ihr tiefster, wahrster Ausdruck ist die zum Kinde... Meine kleine Cäcilia! Ich hab' sie nicht einmal sterben gesehen, nicht an ihrem Bettchen sitzen, die fiebernden magern

Finger halten und den Schrecken des schattenden Todes wehren dürfen mit der starken, ans Leben fesselnden Macht der Liebe! Sie ist gestorben, in der Ferne gestorben, zur Zeit, als ich wie ein zerprügelter Hund umherlief in den Straßen der Hauptstadt, mit den stieren Augen der Verzweiflung. O, mein Theodor, was wißt Ihr Sichern, Ihr Seßhaften, Ihr Verankerten vom Elend!

Einen Freund fand ich damals — alle Unglückseligen sind Freunde! —, einen Lohnkutscher, der mich im Stalle schlafen ließ bei den Pferden, da ich, meiner Barschaft beraubt, — ein Kerl hatte die Tischlade erbrochen und mir bis auf den letzten Heller den Bettel entwendet — hungernd und von Gram und Scham, ja Scham! gebrochen, weit draußen in der Vorstadt wie ein Tollhäusler im Zickzack durch die Straßen irrte, nächtlicherweile. Theodor, der Mann, — grau war er schon, und seine ehrlichen Züge waren so vergilbt von Sonne

und Wind wie ein welkes knatterndes Blatt — der Mann hat mir, Genossen im Elend, von seines Kindes Tod erzählt. Einen Buben hatt' er, den einzigen, ein herziges Kind, vollbackig, munter, hellen Auges, frisch und gelehrig in der Schule, der Liebling der Hausleute, vom Torschließer bis zum Baron hinauf in der ersten Etage, der ihn, den Kleinen, jeden Tag sich kommen ließ und mit ihm plauderte, er und seine Frau, und ihn freundlich beschenkte mit allerlei Dingen, an denen die harmlose Neugierde eines unverderbten Kindes sich sättigt... Freund, ich muß Dir die Rembrandtsche Szenerie zu dieser Erzählung geben. Ich ausgestreckt im Stroh, das mir mit dem durchdringenden beizenden Geruch der von den Pferden genäßten Stellen wohligwarm doch an die erfrornen Glieder sich schmiegte. Er vor mir auf einem umgestürzten Tränktrog, stämmig in hohen Wasserstiefeln hockend, halb angelehnt an den Standpfosten; darüber an

einem Haken die kleine Stallaterne mit mühsamer Flamme, die, vom Zugwinde hin und wieder gepackt, riesige Schatten umherwirbelte. Wenn ich aufsah, erblickt' ich seine groben Hände, vors Gesicht gedrückt, das gebeugt war, und den verbrannten Nacken. Und mit seiner tiefen guten Vaterstimme hat er mir dieses grausame Schicksal berichtet, ohne Haß, ganz von fern schon und doch so hilflos noch wie damals, als sein ohnmächtiger Zorn losbrach... Eines Tags kommt ihm sein Bub vom Lehrer, klagt über Hitze im Kopf. Legst dich ins Bett, sagt er, morgen ist's gut. Und früh war's Fieber da. Und der Armenarzt kommt und sieht's an durch die klaren kalten Brillengläser und nickt und sagt: Ja, ja. Und da war's der Scharlach. Und selbst hat er dann den Buben, der schon mit trüben Augen dalag und sich wie ein Stück Holz tragen ließ, hinauskutschiert ins Spital. Die Fahrt hat er sich nicht nehmen lassen, und täglich irgendwie hat er sich's ermöglicht,

hinauszukommen, oft spät und atemlos, daß sie ihm die Tore nicht schlössen, und angefragt, wie's dem Anselm ginge. Und eines Tages ward ihm die Auskunft: heute früh um sechs Uhr ist er gestorben. Aber die Leiche — denn eine Epidemie wär's — bekäm' er nicht. Und schon sei auch der Kopf vom Rumpf getrennt, denn die Ärzte brauchten die armen Leichen zum Studium. Wie er da geflucht hat, den Ärzten und der Verwaltung und seinem Herrgott! Und hat sich den verstümmelten Leichnam endlich gekauft, gekauft seinen Buben, seinen Anselm, seinen Einzigen, ihn zu begraben! — Aber der Mann hat ihn doch begraben dürfen! Wenn's auch grausam war, was ihm auferlegt worden war. Mich hat ein Brief erreicht nach vielen Tagen, sie wär' tot... Und ich hatte einen Stoß Noten auf dem Tisch. Die zertrümmerte Lade stand auf dem Sessel. Wie heute seh' ich's. Vor dem verstaubten Fenster hing ein verrauchter Vorhang. Drüben im Nebenhause, überm

Hof, saß ein Schuster und klopfte. Und einer unten, beim Stiefelputzen, pfiff sich eins. Und die schönste Morgensonne stand über den schneeglitzernden Dächern...

— — Die Kerzen flackern im Windzug. Du dürftest besser schließende Fenster haben. Aber dafür kannst Du nicht so wie ich die Katzen beobachten, wie sie auf den Dächern schleichen und scharmuzieren. Sie leben auf, die Tiere, vom Menschen nicht beobachtet, wie sie sich wähnen. Es ist possierlich und wiederum kläglich. Machen sie ihre Kapriolen uns nach oder wir ihnen? Eine schöne weiße Katze hab ich gekannt. Sie ist aber seit heute verlobt.... Und der Kater war in seiner Art noch häßlicher als Dein Johannes. Nicht der kleine, sondern der »große« Kleine, der mit den ironischen Mundwinkeln oder dem fatalen Zug oder den Satansecken. Neulich hat mir eine Dame, eine Dame von Stand, — die haben die entsprechend solide Unverfrorenheit zu derlei Taktlosig-

keiten — gesagt, man sollte mir eigentlich ein Extradouceur verabreichen für meine unvergleichliche Unterhaltungsgabe. Schön ausgedrückt, was? »Unvergleichliche Unterhaltungsgabe« ist übrigens sehr gut. Denn zumeist besteht die darin, daß ich die Leute — auch Damen von Stand sind darunter, wie Du aus obbemeldetem Beispiel ersiehst — ganz wunderbar vexiere. Besonders im letzten Jahre vexiert' ich sie, daß die Funken stoben... Es ist nur jammerschade, daß niemals ein oder der andre etwas davon merkt. Das war damals in P. doch anders. Du erinnerst Dich der skurrilen Geschichte, die mir meine Verbannung eintrug? Wie ich sie alle karikierte, die ganze lächerliche Sippschaft, mit der ich mich doch so köstlich unterhalten hatte! Gab's zuerst ein Gekicher und Gelächter in den Ecken, wo der eine oder die andre stand, jedes ein Blatt in der Hand, jedes natürlich das Konterfei eines andern! Aber als sie

dann die Blätter untereinander tauschten! Und der Skandal darauf! Theodor, vornehmer Freund, ich glaube, Du warst auch empört, als Du's erfuhrst? War dies mein letzter Brief an Dich? Ja doch, denn es war derselbe, in dem ich Dir meine Vermählung meldete. Ich bin noch immer vermählt, Teuerster. Ich sag's nur, weil einem das doch im Leben Relief gibt. Übrigens fällt mir ein, daß ich Dir in diesem Briefe bereits von ihr Erwähnung getan habe. Sie ist älter geworden. Ich auch. Sie ist noch immer die seligtreue, stille, so leidliche Natur. Ja, sie ist noch stiller geworden. Ich kann's ihr nicht verdenken. Manchmal, wenn ich mit der Kerze spät an ihr Bett trete, und das Licht huscht über ihre Züge hin, — sie liegt da mit geschlossenen Augen, ganz ruhig hebt sich ihre Brust, den einen Arm hat sie unter den Kopf geschoben — da kommt's mir mehr als wunderlich vor, daß da meine Frau liegen soll. Als ob das so sein müßte!

Es ist doch eine eigne Sache! Wie bin ich zu ihr gekommen? Eigentlich, eigentlich — mein Beichtiger, Du darfst ja alles wissen — war's doch so eine Art von Resignation. Ich war aus schneeweißen Armen gefallen. Oder hatte mich ihnen entwunden...... Wie war's nur, Theodor? Du bist ja der »rettende Engel« gewesen damals.... Verzeih mir, wie recht hattest Du darin gehabt! Und trotzdem — nein, vergib, ich will diesen süßen Schatten bannen.... Die Kerzen zucken. Schwebt er ums Licht? Geister sollen's lieben. Sie wärmen sich daran..... Also meine Frau. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ich sie quäle. Nicht etwa leiblich. Noch weniger aus der spaßhaften Laune der löblichen Eheherrn, die unser erhebender Umgang sind hier auf Erden. Nein, so wie ein gutmütiger Sklavenhalter ungefähr. Ich halt' ihr Vorträge, manchmal stundenlang. Und ich weiß, ich spür's: alles hat einen Grundton: Ich, ich, ich. Was ich

bin, und was die andern sind. Und der liebe Ich hat's dann gut. Da sitzt sie mir dabei und muckst nicht. Dann wieder red' ich Tage hindurch kein Wort mit ihr. Oder bin halbe Tage lang fort. Nachts zumeist. Was sie da treibt, weiß ich nicht. Sie richtet mir meine Staatsgarderobe, sie sorgt fürs Essen mittag, wenn ich nicht außer Haus diniere bei Damen von Stand, Du weißt. Sie hört mir auch wieder zu, wenn's mich dann abermals hat. Und manchmal — hass' ich sie um ihrer Güte willen. Aber was sie mir eigentlich ist, das weiß ich nicht. Sie hatte ein hübsches liebes Gesicht und war mir immer gut gewesen. Ich kam zu ihr, Cora im Herzen, und saß bei ihr und hielt ihre Hand, und das tat mir wohl. Und ich glaube, weil sie mir so wohl tat, hab' ich sie geheiratet. Bei Dir ist es anders gewesen... Weißt Du, wie ich mir Deine Frau denke, die ich ja leider nicht die Ehre habe, zu kennen, — einmal

2*

hätt' ich sie haben können, aber ich versäumt's geflissentlich; um Dir's nur zu sagen: ich ertrug's damals nicht, daß einer ein Weib hätte, das er liebte, das ihn liebte — wie ich mir sie denke? Immer in Weiß. Und hoch und schlank und blond, aber nicht so dummblond wie unsre lieben Tee-Demoisellen, sondern tiefblond, mit dem rötlichen Schimmer der Venezianerinnen: Seidenhaare, Kupferseide. Und eine wundervolle feine schmale lange blasse Hand. Und eine Ruhe um sie, aus ihr hervorgehend, die voll verhaltner Musik ist. Die klingt dann ganz leise, wie Mandolinen in einem Garten im Mondschein, oder besser: wie eine Harfe, die flüchtig-zärtlich der Wind überhaucht.... Ist sie so, Deine Frau? Und ich sage mir dabei, es sei gar nicht denkbar, daß man je so eine Frau »seine« Frau nennen könnte. Eigentlich aber, glaub' ich, sind die Frauen immer ganz anders als »die« Frau. Verstehst Du mich? O, mein

Theodor! Es gibt nur eine Liebe. Die begehrt nicht. Begehrt denn die Liebe der Mutter zum Kind? Und es gibt ja nur eine Liebe. Die Liebe, die berauscht, die das Blut entzündet und die Augen trübt, die den Schlaf verscheucht und, kommt er endlich, schwer und gehässig wie ein Feind fast, die Träume vergiftet, das ist eine böse Liebe, eine falsche Liebe, eine schlechte Stiefschwester der echten, einzigen, die nicht nach Besitz begehrt. Und Eheliebe ist wieder ganz etwas andres... Sei mir nicht böse darum, Theodor. Das alles gilt nicht für Dich. Das gilt für Menschen mit dem fatalen Zug, für Menschen von »unvergleichlicher Unterhaltungsgabe«. Womit ich wieder um alles in der Welt nicht gesagt haben möchte, Du wärst nicht unterhaltend. Aber man hat Dir doch noch kein Extradouceur dafür zugestanden? Nicht war? Tröste Dich übrigens, Deinem Johannes auch bloß — bildlich. Wenn sie mir nur die ordinären

Honorare pünktlich bezahlten, ich wollt' ihnen diese Bildlichkeiten verzeihen..... Hast Du schon einmal Deinen Rock losgeschlagen, Dir Brot zu kaufen? Entschuldige den schlechten Scherz. Ich wollte nur so ins Ungefähre hinein fragen, Dich, mich oder meinen Hausgeist, wie das tut. Ich war vor ein paar Tagen nahe daran. Aber das hat alles aufgehört. Jetzt herrscht Jubel in meiner Tasche. Ich bin nämlich auf dem besten Weg, ein großer Autor zu werden. Da staunst Du, was? Freilich, Du erinnerst Dich dabei vielleicht meiner jugendlichen Schriftstellerei, und, den Kopf schüttelnd, denkst Du: der Kerl, was der noch alles zu werden auf dem Wege sein mag! Aber ganz im Ernst. Ich bin mit einem wohlwollenden Mann — ich erhebe in diesem Augenblick das letzte Glas meines Elixiers auf sein irdisches und ewiges Heil — bekannt geworden, brieflich, heißt das, der mich bestimmt hat, dieses

mir gewissermaßen aus der Tasche abhanden gekommene Talent wieder aufzusuchen. Und da die Sache mir Geld zu tragen beginnt, will ich's pflegen. Wer weiß, was noch herauskommt. Vielleicht ein ganzer Dichter. Vorläufig wenigstens bringt's immerhin etwas Geld, und das genügt. Aber noch mehr habe ich zu verraten: ich habe geerbt. Errätst Du, von wem? Von der alten Tante in K., die nun auch gestorben ist und unter den Engeln jetzt die Laute schlägt.

Denkst Du noch manchmal an sie? O, sie war der Glanz meiner freudlosen Jugend! Und daß sie mir Geld ins Haus schickt, dieweil sie längst modert, ist wirklich brav von ihr. Unvermutet ist's ja nicht gekommen. Im Gegenteil, ich hatte auf mehr gerechnet. Aber eigentlich kam's doch unvermutet, denn ich hatt' es jetzt gerade nicht gewärtigt.

Immer heller wird der Balken, den mir der Mond ins Zimmer schiebt. Und die Kerzen — sie waren nicht gar hoch —

sind bald zu Rande gebrannt. Da ich aber keine mehr zu Hause habe — der Reichtum ist zum großen Teile bereits in andre Hände übergegangen, die der Schergen elender Schuldschaft —, muß ich diesen Brief heute abbrechen. Gute Nacht, mein Theodor. Nun will ich wieder über das Rätsel nachsinnen, daß die Gute da drüben in der Dachkammer meine Frau ist, und dazu brauch' ich noch ein Endchen Kerze....

## Zweite Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Mein liebster Theodor!

Ich war heute den ganzen Tag in S—hof, wo ich drei junge Prinzessinnen in der Kunst des Gesanges unterrichte. Es sind gute Dinger alle drei; die älteste freilich fängt schon an, sich in die Hofluft zu recken, die hier ein wenig mit Surrogaten parfümiert ist. Ich habe ihr — in aller dem erhabenen Stande ihrer Wiege billigerweise einzuräumenden Devotion, heißt das — bereits einige Male die Kerze meines Hohns unter die erlauchte, beiläufig gesagt, entzückend retroussierte Nase gehalten, sie schlug immer mit rosaroten Zuckerfingerchen nach dem bösen blauen Lichte. Aber im Ernst: es sind arme Seelchen, diese gezüchteten Stengel-

blumen, die man aus purer Für- und Obsorge nie in die helle frische Bauern- und Gottesluft stellt. Da kümmern sie in ihren bemalten Topfscherben heran, und ihre Tagesläufte sind in ein paar Lektionen und Ausfahrten erschöpft. Es reizt mich, diese im übrigen wundervoll graziös gezogenen Pflänzchen manchmal ganz leise unter den heiligen Sternenhimmel der Kunst zu führen; den Mantel der Prosa halt' ich mit schirmendem Arm über ihren unschuldigen Gefühlchen, die sich ja zum Tod verkühlen könnten in der reinen Luft der ewigen Räume.... Die Jüngste ist mein Liebling. — Argwöhne nichts! Es kommt doch noch dazu, daß ich Dich an die Stelle führe, wo der gewisse Grabstein liegt, mit roten Herzensblumen umrankt!... Die Jüngste also, Prinzessin Klotilda, ist mein Liebling. Sie hat nicht mehr und nicht weniger Talent als die Geschwister. Aber in ihrer Tonbildung liegt Seelenkindheit. Die zweite hat die meiste Routine, um

mich so großartig auszudrücken. Sie verfügt nämlich über einige Auffassung und ist daher leichtfertiger als die unsichre Kleine und die immer vergeblich — vorläufig vergeblich — die Unterweisung eines hergelaufenen Lehrers zu verachten bestrebte Älteste, Prinzessin Hedwiga.

Die Fürstin-Mutter hatte mich heute — einem Sonntag — zum Speisen behalten. (Sie ließ mich's vorher wissen.) Der Regierende — er tut noch so — war über Land, das ist hier über Reich, gefahren zur Sauhatz. Der Kapuzinerprior, Pater Cyprianus aus dem nahe gelegenen Kloster, hatte die Schloßmesse gelesen. Er war mit zu Tische. Man aß auf schönem Tafelzeug und gediegenem Service — ich notiere das, weil's mir doch angenehm auffiel — mit vieler Würde. Mich belustigten, wie immer armselige Gravität, die durch ihre Vollendung zu blenden bestimmten Gebärden des Tafeldeckers. Für diese Leute bedeutet

unsereiner doch einen großen Tag. Sie geben sich dann so maßlos selbstbewußt — als Lakaien!

Mir schien das Ganze possierlich und doch ein wenig beängstigend: es hatte die Tafelrunde fast den Anschein einer Marionettentruppe. Ich selbst, im besten Frack — der zweite ist »der schlechteste« — und leidlich gehaltenen Strümpfen (die Cour verlangt die Kniehose), tat wacker mit, ja, ich versteifte meine Gesten so, daß ich endlich gleichsam den Taktstock über meinen Bewegungen schwang. Regen war gefallen. Ein sehr animiertes Frühlingsgewitter hatte sich ausgetobt. Im Parke rauschten die Wasser der Fontänen über die Sandsteinnymphen. Eine köstlich würzige Luft strich vom Gebirge her. Man trat auf die Terrasse. Prinzessin Hedwiga war ganz Hoheit, ganz Tradition. Ich hatte allen Humor eingebüßt. Eine unbeschreibliche Wehmut durchdrang mich. Und auf einmal war es mir, als ob

aus den Augen der Jüngsten — ich hatte plötzlich bemerkt, daß diese großen Veilchenaugen mir schon lange gefolgt waren — mich meine kleine tote Tochter ansähe....

Abends war ich in der »Rose«. Da saßen die Stadtväter vor ihren Gläsern. Da saßen die Studenten vor ihren Steinkrügen. Es roch dumpf. Man zündete die Lichter an. Ich ging hinüber ins Kabinett zu den Schauspielern. Die Sopranistin, ein junges, blasses Ding mit magern feinen Gelenken, sah mich an. Und wieder waren's die Augen meiner kleinen toten Tochter. Ob die Toten sich so ausruhen?...

Nach dieser in Moll gehaltenen Einleitung — Mitternacht ist vorbei, der Wächter hat gerufen, die Türme der Paulskirche stehen wie zwei schlafende Riesen im Schatten, eben segelt der Mond hinter ihnen vorbei — will ich zurück ins Leben, das immer Dur ist (wir fügen die andre

Tonart hinzu; sie ist nicht wahr, sie ist — mehr als »Wahrheit«). Ich habe Dir von der Erbschaft berichtet, die mir zugefallen ist. Sie soll mir — »sie« heißt ihr karger Rest — dazu verhelfen, von hier fortzukommen. Warum ich fort will? Mein liebster Freund, ich habe keine bestimmten Ziele. Aber daß ich fort will, fort muß, weiß ich.... Es hat neulich eine Verlobung stattgefunden, an der ich mich auch beteiligte. Damit war meine Rolle in einer kleinen Komödie ausgespielt. Ich werte das Leben nicht nach den »Realitäten«. Ich weiß mein Stichwort. Der Souffleur sitzt in der Ewigkeit — oder in mir. Ist's nicht dasselbe? — Meine gute Frau wird unsern Hausrat bald verpackt haben. Vielleicht verkauf' ich ihn auch zu guter Letzt. Ich will noch nichts bestimmen. Es wird ja doch immer anders. Aber der Souffleur hat mir vorläufig abgewinkt. Ich stehe jetzt hinter den Kulissen und warte... Heute kann ich's noch nicht sagen. Vergib

diese Dir sicherlich mehr als sonderbaren Akkordgriffe. Laß Dich die angeschlagene Stimmung nicht verdrießen. Ich will Dich mit einem kleinen Allegretto versöhnen. Ich will Dich unterhalten, vielleicht auch mich. Wie gesagt, Mitternacht ist vorbei, und ich habe heute, da ich nicht gesonnen war, zu Hause noch etwas zu unternehmen, mein Elixier nicht gebraut. Lasset uns denn den goldenen Wein der Erinnerung schlürfen! Ich bin Dir noch soviel an eigentlichen Berichten schuldig, daß ich aufs Geratewohl dort beginne, wohin mich soeben meine Gedanken verführen. Ich will Dir erzählen, wie ich nach jenem tollen Streiche mit den Karikaturen mein Boot ans düstre Ufer der Verbannung legte. Erlaß mir die Schilderung des unsäglichen Nestes, in das mich löblicher Bekehrungseifer verwiesen hatte. Ich denke mit Schaudern an diese zwei Jahre der geistigen und physischen Ödnis. Laß mich Dir lieber eine flüchtige Silhouette

3

schneiden aus dem schwarzen Kreise, der das reuige — reuige? — Schaf in seine Gewahrsam nahm. Argwöhnisch — Du kannst Dir's vorstellen — ward der Gemaßregelte empfangen. Ich erfuhr, als ich mich bei dem Präsidenten meldete, daß man gemessenen Auftrag hätte, mir das sündige Blut der Künstlertollwut bis auf den letzten heißen Tropfen abzuzapfen. Und man begann. Ich sah den lieben langen Tag nur die von Tabaksqualm angelaufenen Scheiben meiner Schreibstube. Man hatte die erziehliche Absicht, mich unter Akten zu begraben. Zentnerweise schleppte sie Ulrich, der Kanzellist, mir auf den wackligen Tisch am eisernen Ofen. Der Präsident ließ sich's nicht nehmen, eigenhändig meine Elaborate mit den roten Strichen der bessern Einsicht zu verzieren. Er hatte in mir — das war sonst seine Gepflogenheit — nicht einen Überhebling erst zu wittern: ich war gebrandmarkt ja bereits an ihn expediert

worden. Ein strafweise Versetzter! Mußt' er's nicht selbst wieder in allen Knochen spüren, daß sein Ehrensitz nicht eben der erste des Reiches wäre? Er haßte mich sozusagen von Amts wegen. Er erfüllte eine Pflicht damit. Wenn er mich zu sich berief, die Lauge eines diabolischen, alle Tiefen der fürwitzigen Natur seines Beisitzers aufzuwühlen geeigneten Hohnes — so glaubt' er's — über meine »Auffassungen« und »Ansichten« auszugießen, geschah's mit dem erhebenden Bewußtsein der Obliegenheit. Ich muß ihm die Ehre geben, die er verdient. Ein scharfer Kopf, ließ er sich von seinen Launen meistern. Aus seinen Schwächen hatt' er ein System gefügt, in das er wie die Klinge in die Scheide paßte. Er postulierte seine — Übereilungen: so war's sinnvoll und zu Zwecken dann geschehen. Dabei besaß er eine fast dichterische Kraft der Selbsttäuschung. Er hielt sich wirklich manchmal für einen »väterlichen Freund«.

3*

Genug. Er bracht's zuwege, daß ich die Posse — eine elende Posse, die blaue Flecken an Hirn und Herz für mich armen Hanswurst darin bedeutete —, er bracht's zuwege, sag' ich, daß ich die Posse agierte. Ich habe mich nicht ein einzigesmal unwillig gezeigt. Ich wollte mir's beweisen, daß ich's vermöchte. Es gelang. Und er, der auf dem straffen Seile meines Willens, unahnend die Tiefe, wie ein Nachtwandler balancierte, — ein Lockern des Stricks: er wäre hinabgestürzt — hielt sich für einen die Lüfte beherrschenden Adler. So zwang ich ihn, sich zu ergeben. Er mußt' mich, mußt' mich — er war zu weit gegangen; alle um uns sahen's — knirschend loben. Da hatt' ich ihn gewollt. Nun lenkt' ich langsam ihn. Und wie er's nicht gemerkt hatte, daß ich ihn mit dem Aufgebot aller Kräfte auf seinem Seil erhielt, so merkt' er's nicht, als ich das Ende festband und — mich absentierte. Ich war erschöpft. Wenn ich

des Nachts auch am Klavier auf Himmelstönen ins gelobte Land emporstieg — ich komponierte damals einiges krause Zeug, das mir noch heute am Halse hängt —, ich ertrug's nicht länger, daß ich wie ein Lasttier mein bessres Ich so fremden Zwecken — ach, wie fremden Zwecken! — hinopfern sollte. Ich sagt's ihm ins Gesicht, daß ich jetzt, da er glauben konnte, mich besiegt zu haben, da er wohl gar anzunehmen sich unterfinge, ich hätte »eingesehen«, nicht willens sei, das triste Treiben fortzusetzen. Kaum daß er antwortete. »Am Ziele« zeigt' ich ihm, daß er sich nicht von der Stelle gerührt, daß ich, ich allein ihn, solang' mir diese Täuschung beliebt, wie Christophor getragen hätte, einen wunderlichen Erlöser. Und mit ruhigem Herzen schrieb ich meinen Abschied. So bin ich Musikant geworden....
Mit welchen Hoffnungen bin ich ausgezogen! Ich hab' Dir jüngst ein kleines Bild aus jenen ersten Tagen entworfen. Es war die

Zeit, da fern von mir meine kleine Cäcilia starb...

Mein liebster Freund, jetzt, da ich jahrelang die »Freiheit« ausgekostet habe, kann ich, beide wägend, sagen: Sie sind gleich nichtig an Gewicht, die »Freiheit« und der »Dienst«. In sich selber trägt der Mensch seine Freiheit und seinen Dienst. Da können die andern nicht herein. Die äußern Umstände sind so wesenlos! Schatten, Nebeldünste, die sich lautlos bilden und lösen. Das Wesenhafte ist in uns. Aber besitzen müssen wir uns. So sind wir frei und — dienen: Wir und — uns. Alles andre ist eitel! Amen! Gute Nacht!

## Dritte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Mein Theodor!

Ob Du wohl einmal in den Besitz dieser losen, nicht mehr datierten Blätter gelangst? Ich sende sie Dir nicht einzeln, wie sie fallen — obwohl der erste Brief ganz aus einer solchen Empfindung geboren ward —, denn zuvörderst vermeid' ich derlei »pekuniäre Extravaganzen«, wie meine Frau sagt, — die Gute, wie viele »pekuniäre Extravaganzen« vermeid' ich nicht! — und zweitens hätte das einmal begonnene Absenden vielleicht die Folge vereitelt, die mir jetzt dunkel vorschwebt. Du hättest entweder nicht geantwortet — nicht wahr, es ist doch auch dieser unwahrscheinliche Fall in Rechnung zu ziehen? —, dann wäre sicherlich

die Fortsetzung unterblieben. Oder Du hättest geantwortet, dann wäre der Korrespondenz sogleich ihr Zauber genommen worden: ich meine, Du hättest mich, ein körperhafter Adressat, an die Kette des Verkehrs gelegt, ich hätte nicht mehr so ganz aus mir herausgehen mögen, hätte in Rücksicht auf etwaige Mitleser oder Hörer mich in Zucht genommen, ja Dir selbst gegenüber oft vielleicht den »Briefschreiber« tragiert, wie das notwendigerweise die festgehaltene Beziehung zu einem Fragenden und hinwiederum Antwortenden mit sich bringt.

Ich wende mich also an Dich, mein Theodor, wie an eine Traumgestalt. Ich bin Dir so viel besser, bin überhaupt besser, da doch Sündhaftigkeit nur eine Folge der bestehenden und bewußten Relationen ist. Und ich sehe Dich ja immer vor mir, im hellgrauen Frack, tadelloser Chemisette, Bein über Bein geschlagen, die langen Unterschenkel in seidenen Strümpfen, den linken

Arm auf der gepolsterten Lehne, die Hand leicht ums Ohr und an die Schläfe gelegt. Und ich habe das Gefühl, als zög' ich Dein bessres Selbst mit den Empfindungen herbei, die ich ihm weihe. Eine Libation diesem feierlichen Augenblicke der stärksten Anrufung!

Zwei hohe Kerzen stehen zur Rechten und zur Linken meines Schreibebogens. Über mir tickt eine brave Wanduhr mit diskretem Pendelgang. Die immer etwas empfindlichen Beine sind in einen alten grünen Mantel gewickelt. Vor mir hängt an der sonst kahlen Wand ein Miniaturbildchen meiner Cäcilia... Eine Libation! Wieder eine recht extravagante Vergeudung! Sei's drum! Das nächste Glas führ' ich realeren Zwecken zu. Und nun »krächze weiter, geduldige Feder«, wie die selbstgefälligen Skribenten zu sagen pflegen, führe mich auf den Schnörkeln, die deiner schwarzen Spitze geheimnisvoll-sicher entquellen, ins Märchenland der Worte!

O Worte, ihr erbärmlichen und — köstlichen Diener der Idee! Allmächtige und ohnmächtige, sinnlose und sinnvolle, kalte und glühende Worte! Immer muß man durch euer stählernes Spalier hindurch zur Erkenntnis, die doch — am andern Ende wohnt. ... Ob einer denkbar wäre, der ohne Worte lebte? Nicht ein Stummer, denn der ist nur scheinbar ihrer Tyrannei entzogen, sondern ein Wortloser! Der die Welt ohne Worte begriffe und ohne Worte wieder aus ihr ginge ins größere Schweigen! — Ich möchte wohl einmal versuchen, trotz den Worten zu denken. Oder die Worte anders zu werten, als es uns ein für allemal von der Schule aufgetragen worden ist. Sie etwa so zu stellen, daß sie leuchteten, oder sie fallen zu lassen, daß man ihren Fall, nicht ihre Bedeutung vernähme.... Was ist doch die Musik für eine himmlische Erscheinung! Sie kommt zu uns, eine echte Tochter der strahlenden

Räume, wo der Herr seine unendlichen Schöpfer- und Erhaltergedanken denkt, — ohne Worte. Und obwohl sie herniedersinkt in unsre, der Menschen, armselige Sphäre der Zwecke und Vorstellungen, scheint sie andrerseits doch uns ganz eigenst zu gehören, als stiege sie herauf aus unsern Tiefen. Aber es gibt kein Oben und kein Unten. Es gibt nur in sich ruhendes Sein, und die Welt, so wie wir sie glauben, ist ein Aberglaube. Musik aber ist Atmen des beruhigten Seins. Musik kommt nicht von innen und nicht von außen, sie ist nur sich selbst gleich und zeitlos, obwohl wir ihrer durch die Zeit bewußt werden. Ich glaube, auch das traumhafte stumme Blühen der Blumen ist Musik, und das Lächeln der Kinder ist Musik und das Strahlen der Sterne. Sie ist die Seele des Alls!

Und also bin ich Seelenkönig, ich letzter Seelenuntertan. Der Titel »Musikdirektor« aber, mit dem man mich hier beehrt, seitdem

ich beim Theater war als Dirigent und Komponist, erscheint mir als eine skurrile Parodie auf mein Verhältnis zu meiner angebeteten Königin. Echt menschlich huldigt er dem Herrschertum, das wir uns allüberall anmaßen!

Laß Dir erzählen, wie ich hier »herrschte«. Als ich die erste Oper dirigierte, gab man mir nicht undeutlich aus den Bankreihen und Logen zu verstehen, ich sollt's lieber bleiben lassen. Die Leute vermißten den Fiedelbogen: ich saß am Klavier. Das war ungewohnt und also verwerflich. Dummerweise nahm ich mir die Sache so zu Herzen, daß ich's aufgab. Nur mehr Proben leitete ich. Aber der Tag kam, da ich von derselben Meute mit dem freudigsten Gebell sogar auf die Bühne gejagt wurde. Ich hatte zum Namenstage der Fürstin ein Singspiel verfaßt und vertont. Es war eine äußerst liebliche Allegorie. Die Familie Serenissimi war erschienen. Das Publikum freute sich schon im voraus der zu gewärtigenden

Rührszene, die auch nicht ausblieb. Vor allem Volke küßte der Erlauchte die Hand seiner Amalia, als, umkränzt von Genien, ihr Konterfei sich dem bewegten Hause von den Brettern zeigte. Ich hatt's gemalt. Es war der Farben nicht gespart worden. Besonders eine Perlenschnur war mir gelungen. Man begehrte — es sprach sich herum —, den Maler, Dichter und Komponisten zu sehen. Ich stand im Proszenium. Sie zerrten mich hervor. Jubelrufe erbrausten. Ich verneigte mich gegen die Loge der Herrschaften. Prinzessin Hedwiga sprach über ihre Achsel weg mit dem Kammerherrn v. K. Ich hätte sie ermorden mögen... Und sie hatte ja recht! Es war eine ganz unangebrachte Ehrung des Lieferanten. Wenn einer Maler ist, Dichter oder Komponist, so tu' er, was er einmal nicht lassen kann, empfange seinen Barlohn, vergüte sich davon seine Auslagen an Farbe, Feder, Tinte, Papier und zerrissenen Saiten und belästige nicht den

Käufer mit seiner menschlichen Erscheinung. Ich weiß nicht, ob mir Prinzessin Hedwiga diese Lehre zu erteilen geruhte, aber daß ich sie wie einen Peitschenhieb über meinem Herzen empfand, das kann ich Dir beschwören. Bedenke außerdem, daß ich kein zugereister Tenor, sondern der wohlbekannte, mangels einer schicklichen Chaise zu Fuße nach S—hof zu pilgern gezwungene Hauslehrer dieser jungen Dame war, und ermiß die Abgeschmacktheit meines Betragens, in Stiefeln und kaffeebraunem Rock die Szene zu betreten, wo kaum noch Jungfrauen und Genien höchst anmutig auf und nieder getrippelt waren!...Die gnädig verstattete Huldigung des beifälligen Parketts hatte mich übrigens vollauf zu entschädigen für gehabte Mühe: ich erhielt nicht einen Denar an sonstiger Anerkennung. Gerührt durfte ich mich wieder entfernen. Ich tat's so gründlich, daß ich dem Theater überhaupt Valet sagte.

Vierte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

4

Heute steht mir mit zudringlicher Deutlichkeit ein Bild aus meinem frühern Leben vor den Augen der Seele. Ich will ihm näher gehen, daß es mich segne oder weiche. Höre. Ich war noch ein junger Beamter und voll rastlosen Eifers nach Tätigkeit. Daß es nur — nur!! — die Kunst in mir war, die so laut pochte, ahnt' ich nicht. Ich ließ den drängenden Überschuß in die morschen Holzgefäße strömen, die mir damals — war ich doch von väterlicher und mütterlicher Seite her ein Bürger, ein bürgerlichster Bürger — Pflicht und Bestimmung heißen mußten, denn es wäre ja ein Frevel gewesen, an der Richtung meines vorgeschriebenen Weges, an seiner Unbedingtheit auch nur zu zweifeln.

4*

Ich tat's oft genug und schlug mir dann die »sündige« Brust. — Ich arbeitete mit einem wahren Feuereifer. Ich war an einen sympathischen Vorgesetzten geraten, der meinem lobenswerten Drange willkommene Nahrung bot, Belehrung, Beispiel, Aufmunterung, freundlich-zielweisendes Urteil. Ich kam tagüber mehrmals zu ihm gelaufen mit einem Akt, einer Satzschrift, die ich als Entwurf zu bezeichnen die innige Bescheidenheit besaß, auf daß er mit seiner bessern Einsicht sie bemängle. Ich ließ mir von ihm das Konzept drei- und viermal umstoßen, ich grollte nicht einmal seiner Pedanterie, die sich nicht genugtun konnte an kleinlichsten Varianten des Ausdrucks: ich war freundlich, dankbar, gehobener Stimmung. Ich saß vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht — kaum gönnte ich meinem leiblichen Begehren Pausen der Stärkung, der Erholung, ausgenommen die notwendigste eines bleischwer mich überfallenden Schlafes

— an meinem Tische.... Eines Tages berief mich ein Briefzettel in den Gasthof. Ein Universitätsfreund war auf der Durchreise in den Ort gelangt. Er hatte sich meiner erinnert, ihn verlangte, mich zu sehen. Ich kam. Wenige Jahre hatten ihn wesentlich verändert. Er reiste einer kleinen Truppe nach, die in jenen Gegenden ein Schauspiel von ihm tragierte. Ich kannte sein Schauspiel nicht, ich wußte wenig mehr von ihm selbst. Er saß mir gegenüber. Die unansehnliche Gestalt trug sich in einer schönen freien Haltung. Das scharfe kluge Auge war treu und tief wie einst. Der willenskräftige Mund schloß sich noch immer so fein wie eine Schale hinter seinem hellen, kühnen Wort. Ich war einigermaßen beschämt. Ich wußte nicht, warum ich eigentlich errötete, ich fand steife, nichtsbesagende Phrasen statt der guten Wendungen, die sich sonst bereit hielten. Ich war nicht Herr meiner selbst. Etwas Täppisches kroch aus mir wie

ein übler Geruch. Meine Stimmung, anfangs erregt, schlug um in ein trübes Gegenteil. Ich fühlte mich beobachtet, spöttisch fast, wie mir dünkte, sogar mit Mitleid. Mein Groll gegen mich warf sich auf den, der meine Blößen so wehrlos sehen durfte. Da nahm er meine Hand: Du armer Teufel! sagte er. Was plagst du dich ab, mir zu scheinen, was du dir selbst nicht glaubst? Ich seh' in dich hinein, durch dich durch. Versuche nicht mehr, dich zu verstellen. Sei ganz klein und schwach und elend, wie du dich zu innerst ja doch empfindest! Abhängiger! Sklave, der mit seinen Ketten prahlend spielt, sie trägt, als wären sie Schmuck! Aber frohlocke! Du kannst sie abschütteln mit einem Ruck. Wie wird sich dein erleichterter Arm strecken, wird dein jetzt so beladener Nacken sich aufrichten! Ich kenne nicht die Stimulantien der Unfreiheit. Aber ich kenne die Wonnen der Freiheit. Ich kenne und preise ihren blauen Himmel wie ihre Wetterwolken, ihre herbe

Schönheit. Ich liebe sie, weil sie mich liebt. Du verkriechst dich jetzt vor ihr, weil du dich vor ihr schämst. Sei du! Gib diese Enge auf und eratme, erfühle dich wieder! Erwache! Wirf diesen Trödelkram von Sitte und Gepflogenheit von dir! Gib deinen Kräften würdige Gegner! Ringe mit dem Engel! Du wirst mir jetzt sagen, daß dich der Zwang bilde, daß er dich stähle, dich deine Muße um so glühender umarmen lasse. Ich sage nein. Dein Zwang ist Not, nicht spielende Wahl. Seelennot, erbärmliche Bequemlichkeit der Vorschrift. Feig hast du geduldet, daß sie dich in ein Gehäuse sperrten, und lässest stolz dein Pendel schwingen hinterm Glas. Zerbrich's! Wirf dich in die freie Luft! Schwimme! Was bedeutet denn der »Erfolg« deiner Bestrebungen! Eine Kläglichkeit! Einen Schnörkel für Bürger und Bürgerinnen. Komm zu dir! Reib' dir die verpichten Augen. Spring aus dem verfettenden Faulbett der Verwandtensatzung!

Reck ihnen die Zunge hinaus, die täglich zur festgesetzten Stunde sich in die Würde kleiden, an die der Schuster und sein Gevatter in der kleinen Mohrengasse glauben. Entsinne dich deiner wahren Würde. Du bist ein Künstler. Laß dich selbst aus dir hinaus! Befreie dein verkümmertes Ich!

Und ich entgegnete ihm mit allen Waffen des Philisteriums. Es sitzt ja nicht tief bei mir, aber ich bin immer Gegner einer ohne Rücksichten auf einen andern Standpunkt vorgetragenen Meinung. Und du weißt, wie ich die »Grundsätzlichen« reize. Immer vermag ich »auch wieder so« zu sprechen. Damals, da jener »Weiß!« rief, donnert' ich »Schwarz!«, und doch s c h r i e alles in mir »Weiß«!

Das turbulente Gespräch ist mir heut eingefallen. Warum? Beitrag zur Brückenschlagskunst im Reiche der Gedanken. Ich hatte wieder einmal sinnend im Theater das Publikum betrachtet, die Horde, an die wir Künstler,

wie man uns mit Haß heißt (ja, es ist Haß und — Verachtung darin!), unser Bestes hergeben. Diese wogende Oberfläche, dieses schillernde Ungeheuer. Warum wir's ihm geben? Die Frage fiel mir schwer aufs Herz. Beifall begehren wir, eitle Affen, die wir sind. Und wir zürnen, wenn er ausbleibt. Das Publikum aber zollt ihn mit derselben Freigebigkeit Calderon und — einer Affen- und Pudeltruppe. Was wünscht denn diese Menge? Nichts als Unterhaltung. Und die sich als Kenner geben, sind eigentlich die unleidlichsten. Kann denn einer, außer er sei wirklich wesensgleich, in uns hinein? Sieht er nur in uns hinein?! Dies einerseits. Und wiederum: geben wir uns denn her, uns, das, was ganz unser ist? Ein Widerspruch. Vorläufigkeiten, Ausflüchte, Stellvertretungen alles! Schon an den Mitteln liegt's, die uns zugemessen sind... Dagegen aber die Hölle in uns, die brandlodernde Hölle einer Künstlerseele! Dieses brodelnde

Wogen von Welten, die sich wie in Abgründe in uns stürzen. Dieses Getöse von Verzückungen und Qualen! — Als ich das dachte, fiel mein Blick auf den Präsidenten des hiesigen Gerichtshofes. Er sah dem Treiben auf der Bühne gelangweilt zu. Und ich fühlte grauenhaft mit ihm die überlegene, böse Verachtung, die in ihm wuchs. Dabei siehst Du, ist mir jener Freund eingefallen. Ist es nicht eigentlich zum Totlachen? Was für ein Wesen machen wir aus uns, und wie tief stehen wir in der Sozietät! Wir sind wahrlich Bürger eines unsichtbaren Reiches, besser: Tyrannen unsichtbarer Kastelle. Achselzuckend geht man über uns hinweg zur zivilen Obliegenheit, die als so viel solider erachtet wird. Ich denke an meine drei Prinzessinnen (Hedwiga übrigens legt seit neuestem ein verdächtiges Gebaren an den Tag. Ich weiß nicht... Doch davon nächstens), ich dachte also an »meine« drei Prinzessinnen. Steh' ich — von persönlichen

Gefühlen ganz abgesehen... Achtung! Das Kapitel Hedwiga überzieht sich von innen heraus mit Glut —, steh' ich neben oder unter ihrem Gärtner, ihrer Verschließerin? Ich meine als Mitglied des bürgerlichen Zirkels. Und da rede mir einer von »Freiheit«! Ich habe sie ja jetzt vollauf. Und — leih Dein Ohr her, Bester — ich sehne mich nach dem Käfig des »Berufes«. Ganz verstohlen sehn' ich mich. Und nur manchmal. Und verachte mich darum entsprechend. Es ist ja auch kläglich. Jedoch — hörst Du meine Frau atmen? Hörst Du meine kleine Pendüle ticken? Das ist das Leben. Die Atemzüge dieser Schlafenden und die Atemzüge dieser Uhr. (Mein Erbe kann sie wieder aufziehen.) Die Kunst aber ist grauenhaft. Und wenn Du willst, ist das Leben grauenhaft. Grauenhaft sind diese Atemzüge. Wir verstehen den Zusammenhang nicht. Und die Kunst ist wie ein hängender Garten, von dessen Rand einer

schwindelnd blickte, bis er ersah, daß der Garten mit einer rasenden Geschwindigkeit stürze. Oder...steige. Es ist dasselbe. Ins Unendliche geht's. Und das hat einer in sich! Es ist entsetzlich. Mein Freund, danke Gott, daß Du mich nicht verstehst! Und wiederum: Dank ihm nicht und laß mich ihm danken, daß ich's ganz erfühle. Denn es ist doch furchtbar-schön, gräßlich-groß! — Mir ist auf einmal, als hätte nichts Bestand. Ich klammere mich an den Tisch. Er versinkt mit mir. Es geht wahnsinnig schnell. Merkwürdig! ... Halt! ... Nein, noch nicht. Eine Traumerscheinung. Ein Wunder. ... Ich sehe durch alle Namen und Begriffe hindurch. Wie gläsern ist alles ... Mir schwindelt...Da, Gott sei Dank, wieder die Atemzüge der Uhr. Tausend Weltjahre sind um. Ich bin um tausend Weltjahre älter geworden. Oder jünger. Sind das Gegensätze? Meinst Du? Ich versichere Dir, es gibt keine Gegensätze. In der Welt

der Meinungen wohl. Aber diese Welt ist ja eine Topfscherbe oder eine Käserinde. Gott verzeih mir's! Sie ist's! Und nun denke, Freund, denke, wie lächerlich! In dieser »Welt« soll sich die Kunst offenbaren! Ich lache laut. Die Kunst! Was kann da herauskommen? Es ist ein Witz, Aberwitz, Wahnwitz! — Meine Frau ist erwacht, aufgesprungen und im Nachtrocke zu mir geeilt. Ich hab' ihr die Hand gestreichelt, und sie hat mich aufs Haar geküßt. Ganz leise. Dann ist sie lautlos wieder gegangen. Wir haben nichts miteinander gesprochen. Sie ist die zartestfühlende Gefährtin. Aber wir gehen nebeneinander, nebeneinander, und... auf einmal bin ich um tausend Welträume weiter. Oder um tausend Welträume zurück... Ist es nicht wieder dasselbe? — O Theodor, wenn Du dieses wirklich läsest! Ob Du nicht um Hilfe riefest wie ein Ertrinkender?... Guter, nicht wahr, Du hast noch nie daran gedacht, daß wir dem Fremdesten auf der Welt, —

dem Weibe, uns am irdischesten verbinden? Nicht wahr? O, Du sollst es auch nicht. Du sollst nur selbstvertändlich leben! ... Ich kann das nicht. Ich sehe überall entsetzliche Wunder, überall Abgründe. Keinen Schritt tu' ich, ohne Abstürze zu wagen, von deren Gräßlichkeit Du Dir keinen Begriff machen kannst. Denk an den Traum vom Fallen. Denk an den Traum vom Kriechen in Sackhöhlen, die sich verengen. Denk an den Traum vom Schwimmen unter meilenbreiten Brücken, die sich immer näher an die Oberfläche des Wassers herabsenken. Denk an den Traum vom bewußten Totsein. Denk an den Traum vom Erfrieren. — Doch, Du Lieber, Argloser, verzeih: wie sollst Du Träume denken, die Du ja nicht kennst, nicht ahnst! —

## Fünfte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Geliebter!

Was ist ein Mädchen! Nicht wahr? Und Du bist nicht einmal der Maßgebliche hierin. Denn Du mußt doch eigentlich die Ehemannsstirn in krause Falten ziehen und Kopf und Finger schütteln. »Immerhin!« Ach Gott, Theodor! Es ist nicht vonnöten! Schüttle nicht! Ich weiß, was ein Mädchen ist: Himmel und Hölle, Leben und Tod!....

Nun ist es heraus. Endlich! Denn seit ich mich niedergesetzt, seit ich die Feder an das jeweils feine und wiederum rauhe Papier gestellt habe und mit ihr auf und ab gefahren bin über die Seiten nach dem Diktate der übervollen Seele, solange schon wollt' ich's und wollt' ich's wieder — nicht sagen. Nun ist's heraus! Ja, Theodor, ich liebe! Und

5

lange bereits. Meine Briefe haben bisher Gerümpel abgeladen, Schutt von immer wieder einstürzenden Gebäuden, die ich aufführte, um nicht in die Sonne zu schauen, weil sie blendet. Unbesieglich ging sie immer wieder auf, nein, stand sie immer wieder da und strahlte mir ins Herz, das sich wand vor ihrer Allmacht. Ich liebe... Ich liebe ein Mädchen, das mich nicht wieder liebt. Sie heißt Julia und ist die Tochter eines »großen Hauses«. Ihre Mutter hat mir, seit sie's gemerkt hatte, ihr Wohlwollen entzogen, hat mir auf ein Haar das Haus verboten, das ich mir selber verbot, als sich meine Julia — einem andern verlobte. Und was für einem andern! Erlaß mir die Schilderung des Aussatzes, der sich an ihrem blütenweißen Leibe nun heraufschuppen soll! Ein Wüstling, ein Schurke, ein Dummkopf, ein Elender! Nicht einmal leibliche Vorzüge besitzt der Schändliche. Aber — er ist reicher Leute Kind, ein Senatorsohn, selbst ein Anwärter auf

bürgerliche Ehren und die wattierten Würden des fettigen Philisters. Madame aber braucht's. Sie hat übel gewirtschaftet. Das »große Haus« wankte, als der Werber eintraf.... Genug von ihm, genug von ihrer unleidlichen Mutter, einer alten Kokette, einer selbstgefälligen Dilettantin in allen »Künsten«, einer dummfrechen »Gönnerin«, einer geschminkten, fleischbeladenen Vettel... Von ihr, von ihr allein, der ich in diesen stummgeborenen Blättern Lebewohl sage, bis ..., ja, bis wir uns wiedersehen im höhern Dasein!...

Mein Freund, ich sage Dir, hebe keinen Stein auf! Er würde erglühen in der Hand, die ihn schleudern wollte, würde zu Blei werden und Dir den Arm aus der Schulter zerren. Du hast nichts zu tadeln. Du hast auch nichts zu verzeihen. Und wehe Dir, wenn Du mich bedauern wolltest! Von niemand, auch nicht von Dir, lass' ich mich bedauern!... Aber verachten auch nicht...

5*

Freund, wo wohnt die Seele des Menschen? Sieh, dieses Mädchen, dessen Inneres erfüllt ist von der Musik der Sphären, gibt ihren Leib an einen Trunkenbold und Zotenjäger. Dieses Mädchen, dessen ganze Erscheinung Rhythmus atmet, Harmonie ausströmt, wird sich von seinen lahmen Lenden vielleicht ein Kind schenken lassen, das aus dem Paradiesgarten der Kunst die zehrende Sehnsucht und aus der Hölle des Lasters die Müdigkeit als Morgengaben empfängt. Und seiner Seele kränkelndes Leben wird sein wie das stumme Leiden eines vom Jäger geflügelten Vogels. Gott aber sieht dem zu und bleibt verhüllt... Ich stand wohl hundertmal hinter Julien, wenn sie auf dem Flügel sich begleitete, und sah, wie ihre weiße Seele taubengleich sich in die reinen Lüfte der seligen Höhen erhob. Dann, wenn ich feuchten Aug's ihr leise die Hand drückte und langsam, langsam die Stunden der Welt sich einfanden

mit ihrem grauen verpflichteten Gange, dacht' ich oft an meine Frau, die »zuhause« in der Kammer nähend über meinen Hemden saß. Und ich fühlte, es gibt nur e i n e Wirklichkeit für mich: die hängenden Gärten der Kunst. Denn all das andre ist nicht von der Kraft, die nur s i e gibt, der Schwingenkraft, die uns b e f r e i t. . . Da ist ein Mädchen, heißt Julia M., trägt ein weißes schlichtes Kleid und das dunkelbraune Haar in einen losen Knoten gewunden im Nacken, an den Füßen leichte Kreuzbandschuhe; neben ihr steht ein Mann von einigen Dreißig, mit struppigem Haupthaar und einer bleichen, faltigen Fratze, klein und dürr, heißt Johannes Kreisler und steigt in Stulpenstiefeln und einem abgeschabten kastanienbraunen Frack täglich aus der ehelichen Schlafstube im Dachboden, Notenhefte unterm Arm, auf die Straße hinab, wo die Hökerweiber ihren Kram feil halten und rauchende Fuhrwerker Würfel spielen: — und dieses Mädchen und dieser Kapellmeister

und Musikdriller für taschengeld-behaftete Konrektorstöchter fliegen stundenlang, eng aneinander geschmiegt, im strahlenden Äther der wahren Liebe.... Wo wohnt die Seele des Menschen? Wo hat meine kleine Cäcilia ihre Seele gelassen, da sie Fremde hinuntersenkten in eine schmale Grube? Schwingt sie mit im Weltraum, den wir »Raum« nennen, weil wir »Räumlichen« nur Räume fassen können, und der vielleicht in uns selbst ist?...

Wie ist es möglich, daß wir auf den Leichnam unsres Menschentums in Stunden der Vergöttlichung durch die Kunst wie aus Jahrbillionenfernen hinabsehen — und dann mit eins wieder in dem Zimmer mit den gelben Tapeten stehen, wo Goldlack in weißen Töpfen auf dem Fensterbord gereiht ist und ein Kanarienvogel singt, der höchstens acht Jahre zu leben hat, singt mit einer jubelnden Stimme, die seine kleine Brust zu sprengen droht? Und das Mädchen

und der Kreisler gehen abends jedes in sein Bett, sie in ihr weißes, unter den Musselinvorhängen in der Erkerstube, er in sein wackliges in der finstersten Ecke seiner Behausung, wo die Dachsparren sich verkreuzen, und neben ihm liegt das Weib, das ihm die kleine Cäcilia geboren hat, die jetzt schon in der Ewigkeit flattert mit den zitternden Flügeln der Gottesliebe..... Freund, *wir sind Schatten eines höhern Schauspiels, und manchmal träumen wir unser wahres Sein.* Es ist gefährlich, davon zu reden.... Die Stille schwingt um mich. Die Geister wölken sich über mir. Ein Schauder faßt mich vor der Unendlichkeit Gottes und der Kunst....

## Sechste Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Warum wir Klügeren, Höhergearteten uns so viel lieber und besser auch mit dem gemeinen Mann unterhalten als mit den Gebildeten, unserm eigentlichen Umgang? Lieber mit Jägern und Fischern, Kutschern und Lastträgern als mit Professoren und Beamten, gar mit Schöngeistern und Blaustrümpfen? Ich wenigstens, wenn ich in eine Gesellschaft trete, von der ich zuvor weiß, man werde sehr gescheit sein und, äußerst belehrend und belehrsam, sogenannte »anregende« Gespräche führen, bin übelgelaunt, einsilbig oder, genötigt, mich vernehmen zu lassen, unwirsch, widerspruchsvoll, grob-paradox und überhaupt unverdaulich. Besonders die Damen, die nur »geistige« Unter-

haltung lieben, sind mir in der Seele verhaßt. Ich könnte sie auf der Stelle erdrosseln, wenn sie mich langsam mit ihrem Redeseim einzuspinnen beginnen, aus dem es eben kein Entrinnen gibt als Totschlag oder höchst unschickliche Flucht. (Das Totschlagen wäre überhaupt in vielen Fällen gesellschaftlicher Belästigung so bequem!) Da muß man denn, da man's leider ja doch nicht sich leistet, auf Finten sinnen und unterweilen, in Seelenangstschweiß gebadet, festhocken und fühlt, wie man runzlig und fahl wird, öd in Herz und Magen, wie die Finger anschwellen und sich heiß mit Blut füllen, wie die Beine schwer werden und einschlafen, der Rücken sich krümmt und schmerzt, die Ohren sausen, der Schädel brummt, der Haß wächst, sich bäumend wächst, eine von Höflichkeit gleißende Schlange.

Dagegen mit Fischern, Arbeitern, Gärtnern, was für eine Lust zu leben! Man steht hinter ihnen, sieht ihrem Werk zu, das

sich behaglich abspinnt, das ihre Muskeln spielen macht, ihre Sinne bannt, sie auflöst in der Betätigung und eins werden läßt mit der Natur, der sie dienen. Man sitzt beruhigt bei ihnen, fühlt sich sicher, die Brust wird weit, der Kopf hell, das Herz gut. Man fragt nach dem und dem, erhält kurze oder behäbig spulende Antwort, wird nicht weiter beachtet, muß nicht Blicke aushalten, die gespannt sind wie Drahtseile von Aug' zu Aug', ist ganz unbefangen im Gehaben, wittert nicht Eitelkeitsfallen, bangt nicht vor Selbstschüssen der ekelhaften »Konversation«, träumt wohl ab und zu, läßt gar ganze Stunden leise hinrinnen wie weichen Sand: ist glücklich.

Und erst Kinder! Welche Wonne muß es sein, mit Kindern zu leben, sie zu beobachten bei ihren Spielen, ihren Tätigkeitseifer nicht etwa zum Stocken zu bringen, sondern einzutreten, ohne Scheu zu erwecken, in ihre lieblichen Kreise, unter den Blumenhallen

ihrer lautern Worte einzutreten in ihr himmelhochragendes und erdesichres Reich, sie zu begleiten auf ihren steten Pfaden, die keine Brustwehren haben und sich mit eins in duftig dahinschwebende Rosenwolken verwandeln. Kinder, selige Kinder, euer Heim ist leicht wie die Luft und doch ehrlich gewachsen! Euer Atem ist rein, eure Augen sind hell, eure kleinen Hände sind stark und treu. Eltern, ehret eure Kinder, auf daß ihr lange lebet und es euch wohlergehe auf Erden! Ehret den Frieden eurer Kinder, ihren Frohsinn und vor allem ihren Schmerz! Der Schmerz des Kindes ist Urweltschmerz, tiefster, schmerzendster Schmerz der Kreatur. Da könnt ihr euch eurer Kinder erst wert erweisen. Wert, wert! Jetzt könnt ihr euch eure Kinder zu verdienen trachten! Geduld, leise Güte und Auftun aller Pforten, die in den Frieden eines wahrhaftigen Herzens führen, das sind die Regeln, deren Befolgung man von euch als rechte Gottestugend

fordern darf. Erfüllt ihr eure Pflichten, eure größten Pflichten, Eltern, die ihr Kinder in die Welt setzet, als wär' euch das anders als unter der Last dieser gewaltigsten Pflichten verstattet? Ihr, die ihr zu lieben vorgebt und euren angestachelten Sinnen nicht verbietet, ein Kind zu zeugen, wißt ihr, was ihr auf euch nehmt? —

Glaubst Du, Theodor, daß meine Liebe zu Julia so rein war, daß ich dies alles dumpf, wie hinter Nebeln, doch aber ganz fühlte, immer fühlte, wenn ich sie so recht aus tiefster Seele ansah mit den Blicken der ewigen Liebe? Und immer und überall, in jedem Weibe, das mir etwas bedeuten will, das wie ein Auge sich auftut nach dem Paradiese, erblick' ich meine Cäcilia! Es ist ein schöner, tiefer Gedanke der Katholiken, der Heiligenglaube. Jeder Mensch hat wirklich seinen Schutzpatron. Und hinter dem einen Weibe, das ich liebe in wechselnden Formen, — immer und ewig ist es die eine, sie, die meiner seligsten,

traurigsten Sehnsucht verklärte Züge trägt — steht der Schutzpatron, meine Cäcilia im weißen Sterbehemdchen, und hat ein Amt von Gott und ist von seinem Glanz umgeben wie ein Cherub und doch so vertraut mir wie ein Vöglein, wie eine liebliche Blume des Frühlings. Ich bete zu meiner kleinen Heiligen. Ich weiß es, sie hat einen hohen, schönen Beruf, in ihr bin ich bei Gott.

Siebente Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

6

Kennst Du die Empfindungen, die einem durch alle Fibern schießen, der mit blanken Schuhen in eine Lache gestelzt ist? Er haßt die Welt, er verwünscht sich und sein Schicksal. Und tiefgebeugt, vergrämt, mit düstern Gedanken setzt er seinen gebotenen Gang fort. Menschen aber, die durch die Örtlichkeit, die Lage ihrer Behausung gezwungen sind, einen großen Teil des Lebens tagtäglich in Listen und schweißtreibenden Qualen mit dem Straßenkot zu kämpfen, werden frühzeitig alt, verlieren die gute Gesichtsfarbe und allen Lebensmut, mißhandeln ihre Opfer, Frau, Kinder, Schüler, und verachten sich, also bedrückt, selbst so unsäglich, daß sie der allgemeinen Achtung endlich wohl auch verlustig gehen.

6*

Kennst Du ferner die Empfindungen dessen, dem das Rasiermesser, die Bartseife, der Streichriemen den Dienst versagen? Er bearbeitet seine gereizte Haut mit unterdrückter Wut, notdürftig bewahrter physischer Geduld, sein Gesicht blutet bald aus zahllosen kleinen Wunden, und die hartnäckigen Stoppeln stehen unentwegt. Er ist für den ganzen Tag ausgeschlossen aus dem Kreise der unbefangen Fröhlichen, sein Werk lastet schwer auf ihm, tausendmal streicht die Hand mißmutig prüfend, endlich in zuckender Verzweiflung über das geschundene Kinn, er ist geneigt, bösen Einflüsterungen, hämischen Vermutungen Raum zu geben, seine Feder kratzt, der Himmel scheint trüb, der Briefbote bringt Unglücksnachrichten.

Oder soll ich Dich an die Gefühle mahnen, die dem Eilfertigen das Blut aufpeitschen, wenn ihm — der Zeiger rückt geharnischt vor, ein Wartender, eine Wartende ringt die Hände — Suche auf Suche mißlingt des

Unentbehrlichsten, den Angstschweiß Dich wieder netzen lassen, der Dir aus allen Poren brach, wenn Du, aufblickend zum Stadtturm, Dich als Kind der Schulverspätung, als Jüngling des versäumten Stelldicheins, als Mann der sonst peinlich vermiedenen Dienstesvernachlässigung unentrinnbar schuldig finden mußtest?

Sieh, Freund, von diesen Dingen hängen wir ab! Von derlei Dingen machen wir uns abhängig. Ist man einmal der livrierte Sklave solcher erbärmlichen Häßlichkeiten, dann wachsen sie ins Grenzenlose, sie überwölken Deinen Himmel, sie belasten Deinen unruhigen Schlaf, sie summen in Deinen Ohren, umringen spottend Deine bebenden Finger, lauern hinter jeder Straßenecke Dir auf und fallen über Dich her wie die Gläubiger über den aus der abendlichen Vermummung stolpernden gehetzten Schuldner...

## Achte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Wem gehört die Kunst? Die Künstler fühlen sich als ihre demütig-stolzen Statthalter und Verwalter auf Erden, aber ihre Untertanen sind alle von Adel, und wie der roi soleil ist jeder einzelne der Satrapen umgeben von herrischen Edelleuten der Kunst. Und doch, was für ein armseliges Weh beschleicht den Tyrannen in der Seeleneinsamkeit seiner gläsernen Wände, inmitten seiner strotzenden Gärten, die berauschenden Duft ausatmen! Wie deut' ich dieses herzfressende Gefühl, wenn er hinausblickt durch die gläsernen Wände des prangenden Schlosses — über dem Portale thront die mächtige Krone der Kunst — und die Hunderttausende sieht, die vorübereilen, ohne den Prachtbau

auch nur zu ahnen? Ein unsichtbares Reich, eingebaut in die Welt der andern und durchlässig wie die Luft. Was ist Wirklichkeit? fragt der bleiche Statthalter, und seine Frage widerhallt in den himmelanstrebenden Räumen des Palastes. Wer ist Richter über die Wagschalen, die beständig schwanken? Und auf der einen liegt ja alles, was Leben heißt: Frau und Kind, Amt und Notdurft, Hedwiga und Julia! — O du einfältige Puppenkomödie der »Wirklichkeit«! Wie nenn' ich euch alle, die ihr die Welt zu besitzen meint und ihren Sinn nicht fühlt, wie ich ihn besitze? Nenn' ich euch Arme oder Verschwender, Unselige oder Geweihte? Du Bettler, du Krieger, du Mann des peinlichen Gerichtes, du Schreiberknecht im speckglänzenden Röcklein, du Staatskanzler mit den Orden aller Weltländer auf der eingesunkenen Brust, du Weib des Gastwirts, die du hinter dem Schanktisch täglich die schmutzigen Groschen zählst und den verstaubten Käse zerschneidest,

die randbrüchigen Gläser im Spülwasser schwemmst, du Amme, die du deine von Muttermilch strotzende Brust verdingst und dumpf brütend Lieder der mit Akazien bepflanzten Dorfstraße ans Ohr des schläfrigen Säuglings flattern lässest, einer reichen Kaufmannsgattin Einzigen, du Bauer hinterm Pflug, ohne Kenntnis der Lettern, die dir von der Mauer der Kirche herab den sonntäglichen Psalm vergeblich zu nennen bemüht sind, du Karrenfuhrmann, der du den Mist schaufelst aus den pesthauchenden Gruben der Höfe, wer seid ihr? Seid ihr Schatten meine Wände entlang, oder bin ich nur ein Schatten an euren? Ihr kennt mich nicht. Ich aber kenne euch. Mein Reich ist nicht von eurer Welt. Aber eure Welt ist das Material meines Reiches. Ich bin ein Teil der Weltseele, die euch erschafft. Und wenn ihr mich bedauert, der ich einem Ziel nachhange, das ihr töricht und unnütz scheltet: ich bemitleide euch kaum. Ich weiß um

euch, ich rufe euch heran, ich stoße euch von mir: wie es mir beliebt. Und in meinem Palaste bin ich der Herrscher, und euer Vorüberhasten kann ich verhängen mit farbigen Stoffen und starken Zauberworten.... Bis ich wieder unter euch hinaustrete und ihr an mich stoßet, der ich ein Mensch bin wie ihr, Sohn einer Mutter, Vater eines Kindes.... Kunst, dein Zauber heißt Freiheit. Was vermögen eure Besorgnisse und Gefahren, Freuden und Ängste über mich, wenn sie mich ruft! Ich bin unter euch und wiederum nicht. Ich bin eine Flamme, die ihr zucken machen, aber nicht töten könnt. Löscht mich aus, arme Nachtwächter des Irdischen, tutet den Abendsegen der Verdauung! Ich bin von Gottes Gnaden: ihr habt keine Gewalt über mein unsterbliches Teil. Glaubt ihr, ihr schenktet Unsterblichkeit? Glaubt ihr, ihr schenktet Nachruhm? O Erbärmliche, euch schenkt man meinen Ruhm, der wie eine Gloriole

über eurer armen Zeitlichkeit steht! Wie die Sonne strahl' ich über Gerechten und Ungerechten, eure Schriftgelehrten aber legen die Karte meines Systems an. Niemals erkennt ihr mich, nie! Ich bin einsam wie der Löwe unter den Menageriewärtern. Schlagt mich ungeberdigen tot mit Eisenstangen und hängt das Fell an eure schmierigen Wände: an mein Afrika gelangt ihr nie, das ich in mir trage und das weiter lebt, über mich hinaus, wie Gott weiter lebt über Dornenkrone und Kreuz hinaus und Grablegung. Sie hatten einen Stein gewälzt vor das Gewölbe. Er aber schob ihn weg, ohne einen Finger zu rühren, mit der Kraft seines Geistes....

## Neunte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Über die verfluchte schlechte Laune! Wie bin ich ihr untertan, dieser Spinnwebhexe, dieser Blutsaugerin! Kennst Du das? Du bist in der besten, der Arbeitsstimmung, der seligen Empfindung von Kraft und Maß und Sicherheit, der großen reinen Werkweihe. Da kommt Dir einer, einer der hundert »Freunde«, die einen ärger malträtieren als blutunterlaufene Feindesfratzen. Er fragt, ob er Dich störe. Die gotteslästerliche alberne Frage! Natürlich! Immer! Besonders einen wie mich, der »von Amts wegen« beständig perturbiert ist, der doppelt und dreifach Buch führt im vollgeräumten Schädel, zwei bis sechzehn Spulen immer in Tätigkeit hat, zumindest in »latenter«. Also, es kommt der

7

Elende mit der elenderen Frage. Was sollst Du tun? Ihm an die Gurgel springen? Nein. Du verziehst Dein Gesicht zur lieblichsten Willkommengrimasse und murmelst »jovial«: Nein, nein, durchaus nicht! Nicht im mindesten! Im Gegenteil! Nun beginnt er Dich zu rädern. Langsam. Qualvoll. Dir steigt in allen Gefäßen der brausende Ichor. Dir ist, als seist Du schon unter den Krallen der Höllengeister. Allmählich fühlst Du, wie Dir die Kraft sich erweicht, wie sich schmelzend, rieselnd, rinnend Dein übermenschliches Wesen, Dein bessres Ich von Dir löst, wie Du stumpf und matt und bleiern wirst. Beraubt, gebrandschatzt, nackt, winselnd kriechst Du unter die schmutzige Decke der Gemeinheit. Vernichtet liegst Du da, und nur das Zucken Deiner mißhandelten Nerven verrät Dir, daß Du einst w a r s t... Dann geht der Mörder. Sorglos, arglos, vielleicht fröhlich. Drückt Dir noch die Hand: »Auf Wiedersehen!«

Es gibt solche geborne Henker. Ich hatte einen Kumpan, damals in der Zeit meiner löblichen Knechtschaft, der das Handwerk aus dem Grunde verstand. Er war die lederne Selbstverständlichkeit selbst. Jedes seiner zahllosen Worte kam als totes Kind zur Welt! Keines besaß auch nur einen Funken Leben. Er hatte eine Art, Redebrei aus seinem Munde zu schleimen, daß man sich, fing er an, sofort hätte erhängen mögen. Dabei war er von einem geradezu heroischen Wissensdurste, beständig nach geistigen Erfahrungen aus. Kennst Du diese unsäglichen »Gebildeten«, für die die Nachschlagebücher, diese Trödelkramladen der seelisch Entarteten, gerüstet sind? Sie haben keinerlei Beziehung zum Lebendigen, sie sind von Meinungen angefüllt wie Kehrichttonnen und massakrieren Dich mit Kompilationen von Einzelheiten. Sie verachten die »ungeistige« Menge und sind tausendmal nichtswürdiger als ein Floßknecht, der nie eine Schreibtafel gesehen hat. Sie sind neu-

7*

gierig wie Beschließerinnen und »denken« unausgesetzt wie eine automatische Pumpe. Sie ticken wie eine rostige Schlaguhr und hören über dem Minutentappen die Zeit nicht. Aber »sie bringen es weit im Leben«, denn sie haben »Bestrebungen« . . . So ein Barbar ist damals stundenlang auf meinen Nerven auf und ab geschritten, zermalmend, auf und ab wie ein Schildwache. Dabei war er freundlich wie eine Butterblümchen und rosig wie ein Kindera. . . . . Ich konnt' ihn gar nie ärgern. Denn ihn unterhielt alles. Er war ein Auswurf der Menschheit! . . .

Ich habe mir einigermaßen meine üble Laune weggeschrieben. Sie ist in den Kerl hineingegangen wie in Brotteig. . . . Gleich steigen lieblichere Bilder herauf. Der Morgen gestern im Park von S—hof, ein Morgen wie ein Jüngling von unserm Jean Paul, taufrisch, würzig, funkelnd, quellklar. Ich war früh aufgebrochen, meiner Lieblingsschülerin, der jüngsten von den drei Prinzessinnen, selbst

einen Rosenstrauß zu hinterlegen. Ich habe solche Anwandlungen. Ob sie ihn dann erhält, ist mir gleichgültig. Es genügt mir, daß ich ihn hintrug in dem Gedanken, daß er sie von mir zu grüßen bestimmt sei... Ein sonderbares Abenteuer. Ich habe ihn der Ältesten gegeben, Prinzessin Hedwiga. Ich habe die Kleine verraten an ihre unwürdigere Schwester. Versteh mich. Die Kleine ist ein Kind, noch ohne Arg. Wer ist »würdig« neben einem unversehrten Kinde! .... Hedwiga ist kein Kind mehr. Sie ist ein Weib, dunkelprangend wie die Granate....

## Zehnte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Der Morgen graut... Mich fröstelt. Heute, nein, gestern war Hochzeit. Juliens Hochzeit. Ein Hurra dem Brautpaar!...

Ich war den Abend mit den Schauspielern beisammen. Wir haben getollt bis zum Tagesgrauen. Ich war der Tollste. Mein Witz knallte wie die Champagnerpfropfen bis an die Decke des verräucherten Kabinetts... Nun bin ich müde, will zu Bette gehen. Unten rührt sich der Markt. Drollig. Lauter weiße Wagenplachen. Und der feine silbergraue Nebel um die Türme... Julia soll sehr blaß gewesen sein. »Wie ein Engel.« Nochmals ein Hurra dem Brautpaar! Ich habe das Haus der Brautmutter seit dem Verlobungstage nicht mehr betreten... Einen dicken Strich unter eine Epoche. Der

Mensch lebt weiter. Immer weiter. Es hat nichts auf sich... Ich bin müde...

Wie ruhig meine Frau atmet! Ich will mich leise an ihre Seite legen und schlafen wie einer, der seine vier, fünf Flaschen im Leibe hat. Verhülle Dein Antlitz, Theodor, mit den Spitzenmanschetten...

Die Sonne zögert herauf. Alles ist in ein unwahrscheinliches Violett getaucht. Unwahrscheinlich ist auch dieses Vogelgezwitscher von allen Dächern. Unwahrscheinlich ist das Leben überhaupt. Gute Nacht!...

## Elfte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Mein Theodor!

Gestern hat mir einer — ein schwärmerischer Weinhändler — seine Begeisterung über die Rätsel der Sternenwelt nicht verhehlen zu dürfen geglaubt. Er belehrte mich auf Grund frischer Erkenntnisse — Erfahrungen aus einem öffentlichen Vortrag — über die Fernen und Tiefen des Raumes und seine Wunder. »Wie klein ist der Mensch,« rief er aus, »dem Unermeßlichen gegenüber! Nicht als einen Wurm: kaum als das Millionstel eines Staubkorns darf er sich, demütig, vernichtet, in sich selbst zurückgescheucht, bezeichnen!« Ich meine, einerseits hätte der Mensch nicht erst der gelegentlichen Wissenschaft von den Planeten not, sich also zu erkennen. Andrerseits aber: Wie groß ist der Mensch trotz

den verwirrenden Sternenscharen! Was sollen ihm mathematische Annäherungsrechnungen da, wo er durch die lebendigste Anschauung Herr sein kann aller Wunder der unergründlichen Welt! Nicht mit Fernrohren und Winkeln und Zirkeln gelangt er an das ewig Unerforschliche, wohl aber durch das Ewige in ihm selbst. Edlerer Genosse der Sterne, schwingt er sich über die Sphären ihres kalten Glanzes hinauf, hinaus ins Unendliche. Wer das Wesen der Kunst schauernd erfühlt hat in seiner Seele, der erkennt das Unendliche ohne Bangen. Kunst ist nicht irgendeine Betrachtungsweise der Welt. Kunst ist seltsam gesteigertes, nein, nicht gesteigertes, im Wesen geändertes Erleben. Man könnte sie auch ein — Sterben nennen... Freilich, sie haben auch ihre Kunst, die Tausende und Abertausende, die sie begreifen als einen leisen Kitzel ihres stumpfen Alltags, als eine um ein geringes beschwingtere Saite auf der miß-

tönenden Geige ihres irdischen Seins. Aber diese Kunst stammt von drüben nicht. Sie stammt aus dem täglichsten Tag und leidet, unterwürfig wie sie ist, an seinen kläglichen Bedürfnissen und Nöten. Die Kunst, die ich meine, hat göttlichen Ursprung. Wie wenn man, ohne einen Schnitt in seinen Leib zu tun, einen Menschen umkrempeln könnte gleich einem Handschuh, also daß sein Innerstes zum Äußersten würde, so wie die mathematische Kurve plötzlich — theoretisch — in ihr Gegenteil umschnappt, ist der doch über jeden solchen Vergleich erhabene Zustand, den ich im Sinne habe. Es gibt keinen Übergang in die Kunst, sondern ihr Erscheinen ist ein aufzuckender und dann gebreiteter Moment, der mit euren erstaunlichen Lichtjahren wertet und über ihnen wertet. Sie ist da und doch nicht da. Man wird ihrer nicht eigentlich inne und hat sie plötzlich. Ein Umkrempeln ohne Einschnitt. Ein bis zur Gleichzeitigkeit gesteigertes rasendes Gegensatz-Denken. Ein Taumel,

der zur höchsten Klarheit sich beruhigt-beruhigend weitet. Eine blitzartige Erleuchtung, die in andern Regionen wie erfroren anhält. Ein Hinausstürmen aus allen Dimensionen, mit denen das Leben der Erde, das Leben unsrer von der Sonne beschienenen Erde, rechnet. Der Künstler geht aus seinem Leben in die Kunst, wie Gestalten in den Spiegel und wieder aus ihm gleiten, ohne Bemühen, ohne Willen. Nichts haben seine Sinne damit zu schaffen, nichts seine Vernunft, diese feiste Sklavenhälterin der Erfahrungen. Die Kunst ist ihm eine unfaßliche und doch vertraute Erfahrung jenseits aller Erfahrungen, ein entsetzlicher und paradiesischer Raum über und unter allen Räumen. Sie ist zeitlos und ganz unbeweglich. Zitternde Starrheit. Donnernde Stille. Sie hat keine Grenzen. Und sie ist wahr. O, sie ist viel wahrer noch als das Lächeln der Kinder, das Duften der Blumen, das Weben der geräuschlosen Lüfte, das unaufhörliche Rieseln des Lichtes.

Sie ist noch viel wahrer, denn sie wohnt ganz an Gott, in Gott selbst. Ja, Gott selbst ist der Künstler, wenn ihn die Gnade wie mit Schwingen von Welten- und Überweltenbreite und der Stärke von Schöpfungstagen erhebt über sein Los, als das des Menschen, des Geschöpfes. Und darum wandelt er unerkannt unter den andern, der er heimatlos ist in ihren Gehegen. Seine wahre Heimat ist über allem Denken und Zielen. Keinen Vater kennt er und kein Kind. Aus dem Uranfange stammt er, und ins Urende geht er, das der Anfang ist. Nicht die Erscheinungen sieht er, sondern ihre ewigen unheimlich-heimlichen Spiegelbilder. Und darum sind seine Worte, die so vielen andern schon zu ihren Zwecken genügten, nur ein schwacher elender Abglanz der Urworte, der Urworte, die seine Seele vernimmt von den Höhen und aus den Tiefen des flammenden Schweigens, das mächtiger ist als alle herrschenden und zerstörenden Menschenworte. Und wer sie nicht

vernimmt, die Schwingungen dieses unerhörten Schweigens in und hinter seinen, des Menschen, unzulänglichen Worten, der hat nie noch Kunst erfahren in seiner bemitleidenswürdigen, blind und taub gebornen Seele. Er aber versteht trotz allen Worten die Seele seiner Geschwister, der großen Einsamen, die vor ihm wandelten im Endlichen und heimisch waren im Unendlichen wie er. Wenn heute Platon auferstünde und mit mir redete in seiner Sprache eines Griechen der besten griechischen Zeit, da wären so viele Hindernisse des Erkennens, er fände sich nicht in meine Gegenwart, ich nicht in seine Vergangenheit, aber sein Unsterbliches redete und redet mir noch jetzt verständlich und brüderlich, und auch er verstünde, könnte er mich erfahren, wie ich ihn erfahre, mich und mein Ewiges, während sein und mein Zeitliches einander gegenüber säßen wie die Einwohner durch Meere getrennter Küsten. Das ist das Geheimnis der großen Kunst, daß sie immer dieselbe

ist, ob unter Ägyptern und Medern oder unter Deutschen und Romanen. Sie hat immer nur *einen* Inhalt: *sich selbst*. Es gibt keine Stufenfolge, keine Höhenunterschiede in diesem Reiche, keine Berge und Täler, keine Nacht, keinen Tag. Das Reich der Kunst ist nur sich selbst gleich und in wundervollem Gleichgewichte schwebend, ohne zu ruhen, ruhend, ohne zu grenzen; keine Atmosphäre über Gebieten der Nähe oder der erreichbaren Ferne, sondern eine nur mit dem Künstlersinn zu fassende Gegend des Geistes, die ewig unsichtbar, unhörbar bleibt dem Unberufenen. Er hat *seine* Kunst, die Kunst des Flachlandes, der Höhlen und Schlünde oder der Spitzen und Riffe. *Seine* Künstler erkennen einander wohlwollend und schmähen die Künstler des unsichtbaren Reiches. *Seine* Künstler sind mehr oder minder geübte Kenner und Berichterstatter des Erlebens; die Künstler der *andern* Welt sind wie die Engel um den Thron

des Allerhalters, deren Dasein nur brausendes Lob und Preis ist und keine körperliche Gegenwart.

Ohne auf ein Pochen zu warten, öffnet sich dem großen Künstler seine Heimat. Aber sie verschließt sich dem Drängen. Ihre Luft ist leicht zu atmen und doch wie aus lauter Feuer: sie kann verzehren. »Arm im Geiste« nur kann der Künstler sie erreichen. Der »Geist« ist ihr Feind und sie sein ewiger Widersacher. Viele hat sie schon vernichtet am frevelnden Geiste und tief unter den Menschen hinabgestoßen ins Brütendvegetative des Idioten. O, sie ist eine Gefahr und eine Süßigkeit ohnegleichen! Nie kommt einer anders aus ihrem Bereich als geblendet, verstoßen. Nie aber gelangt einer zu ihr, der ihr Wesen nicht längst tief in der eignen Brust trug. Sie wohnt im Künstler wie er in ihr. Es gibt kein Hüben und Drüben. Sie ist Freiheit. Sie ist Schrankenlosigkeit. Sie ist Allgegenwart und Allwissenheit. Sie

ist in Gott, von Gott, Gott! Jeder Mensch kann einmal ihr Rauschen hören, denn ihr Wesen ist wie Tod und Werden, kein Übergang, sondern ein Augenblick von Ewigkeitsdauer. Sie ist in jeder großen Liebe. Sie ist in jedem entsetzlichen Leiden. Sie ist im Erwachen des Kindes wie im Auslöschen des Sterbenden. Aber der sie nicht in sich trägt wie sein Herz, vernimmt wohl einmal ihr verstörendes Rauschen, aber er kann es sich nicht deuten: er hat sie nicht. Keine wahnsinnige Ergreifung kann sie ihm verbünden. Doch das Rauschen der Kunst ist über den gemeinsten Stirnen, und es ist gewaltig wie das Leuchten von Gottes Mantel.

Unfehlbar ist die große Kunst. Und unverkennbar sind ihre Zeichen. Eine Quellen verkündende Rute gleichsam trägt der Künstler mit sich, die ihm ihre mütterliche Anwesenheit verrät. Darum ist nur der Künstler fähig, das Kunstwerk zu begreifen, das Kunstwerk,

diesen in der Luft der Menschen erstarrten Hauch der andern Welt. Plötzlich, aus einer durch keinen Grenzbalken abgeschiedenen Region, stürzen die Werke herab. Sie sind da, wenn sie Schwere bekommen diesseits des unsichtbaren Grenzstrichs. Denn im Jenseits haben sie keine Schwere. Dort leben sie in der Heiterkeit der Ungebornen. Und darum klagt aus jedem großen Kunstwerk unendliche Trauer. Es ist Heimweh nach den Sphären der heitern Unschwere. Die Menschen jedoch reihen die trauernden Werke an die blöde lachenden Werke der andern. Und sie gehen an ihnen entlang — rechts und links sind sie gereiht, Echtes neben Unechtem, Göttliches neben Kannibalischem — und erkennen die trauernden Werke nicht. Das ist der Fluch des Künstlers, daß er ewig hinab muß ins dröhnende Unterreich der Mitteilung, wo das Leben, das beschwingte, von Gott glühende Leben der Gnade, erkaltet.

Sieh, wie klein ist der Mensch, und wie unendlich groß kann er sein! Keine eitle Menschendemut vor kurzatmigen Forscherergebnissen, aber unendliche Künstlertraurigkeit vor dem allumfassenden Ewigen!

## Zwölfte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Liebster!

Ein Traum ist heute zu mir gekommen, glühend wie die flammendste Abendröte. Und es muß nun Abend werden...

Höre, Du lautloser Vertrauter meiner Seele, Du weiße, stumm thronende Herme des Friedens der andern Welt, aus der ich Selig-Unseliger verstoßen bin: Hedwiga, Prinzessin Hedwiga Karoline Antonia Margarete v. Waldenmark und zu Sengenstein, Tochter des bis vor kurzem noch regierenden Fürsten, hat sich dem Johannes Kreisler geschenkt, ehemaligem Kapellmeister, zur Zeit vazierend, Lehrer auf sämtlichen im Gebrauch stehenden und einigen außer Gebrauch gekommenen Instrumenten, Prinzessin Hedwiga, die rabenhaarige, blau-

äugige, hohe, abweisende, unerreichbare, hat sich dem Johannes Kreisler geschenkt, sich an seinen Hals geworfen, trunken, aller Sinne beraubt und mit übermächtigen Sinnen doch...

Ein Traum... Wie es kam? Ich weiß es selbst nicht...

Es ist Nacht. Stundenlang bin ich umhergeirrt auf den Feldern, ohne Hut — er liegt irgendwo im Park zu S—hof —, der Sturmwind ist, meine Brust vergeblich zu kühlen gewillt, sausend immer wieder gegen sie gestoßen wie ein wütender Vogel...

Ist das wirklich meine Frau da drinnen in der Dachkammer? Ist das der Tisch, unter dessen linkes vordres Bein ich vor Wochen ein Stück von einem harten Buchdeckel geschoben habe, weil er immer so scheußlich wackelte? Und dies dort... O, meine Cäcilia! Dich hab ich verraten! Ja dich, nur dich, du Inbegriff meiner himmlischen Liebe, — denn diese irdische zehrt an dem Mark meiner Gebeine, ein wüster Brand, sie haucht mit

trockner Hitze aus meinem Halse, sie hat an meinen Händen alle Adern wie Stränge hervorgetrieben, aber meine Seele schluchzt...

Ich weiß nicht, wie es kam. Ich fand sie im Park, einsam, in der Dämmerung. Die Bank leuchtete im verfrühten Mond aus dem dunkeln Grün der Taxushecken. Ich wollte grüßend an ihr vorüber. Mir war so seltsam weh zumute. Eine Ahnung schnürte wie ein Krampf mein Herz. Sie rief mich an. Und ich weiß, daß bald eine Bitterkeit in mir heraufstieg, die wie ein Nebel sich um mich ausbreitete, die fürchterliche Bitterkeit meiner geheimsten Tiefe. Wie in Wolken floß sie aus mir, gegen meinen Willen. Und es müssen harte, grausame Worte gewesen sein, die ich der Prinzessin sagte, wilde, kochende Worte, die sich rasend steigerten zu blinder Wut gegen die andre Welt, die mich wie einen tollen Hund mit Hussa und Peitschenhieben gehetzt hatte, bis mir die Kraft erlahmte in den Knien und ich zusammen-

brach... Ich weiß nichts mehr von meinen Worten als diesen häßlichen und gehässigen Eindruck giftiger Dämpfe, die um mich quollen, quollen, daß ich wie außerhalb der Welt stand, ein fletschender Verbannter. Und dann brach sich mit eins der Haß, die Wolke zerriß. Weinend — wer hat mich jemals weinen gesehen! — stand ich wieder auf dem Boden meines Schicksals, wie ein Schiffbrüchiger, wenn sich die Verzweiflung ihm löst, auf dem nackten Felsen, an den ihn die mitleidlose, schwarz schäumende, donnernde Woge geschleudert hat... Und da lag sie an meinem Halse, da rief mir diese ferne Stimme Worte voll Liebe ins Ohr, da drängte sich dieser blutwarme Leib, dieser Leib eines königlichen jungen Tieres, an mich, bebend vor Inbrunst, schauernd im Taumel einer übermenschlichen Leidenschaft.... Sie hat sich mir hingegeben wie getrieben von einem Orkan... Der Himmel hatte sich umzogen. Der Donner rollte dumpf fernehin. Und im

Widerscheine ungewissen Wetterleuchtens erblickte ich manchmal ein totenbleiches Gesicht im Kranz der aufgelösten schwarzen Haare...Dann stieß sie mich von sich, daß ich taumelte. Ihr weißes loses Nachtgewand erraffend floh sie davon... Und ich bin durchs Gebüsch gestampft wie ein Trunkener, über Zäune gestiegen und in die Wälder gedrungen, krachend durch Astwerk und stürzend über Wurzeln und Stümpfe...

Warum das? Warum diese unwahrscheinliche Szene, gräßlich-schön wie ein Mord beim Schwelen von Pechfackeln, diese stumme, verzweifelte Orgie kranker, geknechteter, sich bäumender und verblutender Sinne! Ich habe einer Fremden in Hohn und Haß mein Innerstes gezeigt, zuckendes Fleisch meines Herzens hab' ich ingrimmig unter die hochmütigen Marmorbogen dieser tiefen brütenden Augen empor gehalten, und mit einem Male hab' ich einen wunderbaren Körper genossen wie ein Panther... Warum das?

...Hier sitz' ich, eine einzige Kerze flackert neben mir, mein Schatten züngelt an der Wand hinauf. Die Nacht ist um mich wie die lautlos sich schließenden Wände einer Gruft...

Ich sehe sie immer noch, diese Augen, die wie Edelsteine waren, und eine gräßliche Kälte rieselt plötzlich von meinem Herzen aus durch alle Adern... Die Hand an der Stirne, sinn' ich. Wie ist das Leben unheimlich und unergründlich! Julia in den Armen eines siechen Wüstlings, Hedwiga an meiner, des Musiklehrers, Brust! Und von drüben gleichmäßig die Atemzüge meiner Frau...

O, Park von S—hof! Jetzt geht der Sturm durch deine beschnittenen Laubwände. Die weißen Göttinnen in ihren grünen Nischen frösteln. Und eine Prinzessin sitzt aufrecht in ihrem Bette und starrt voll Entsetzen in das Dunkel hinaus, das näher schleicht mit tausend schleimigen kalten Polypenarmen...

Mein Theodor, das Leben hat Tiefen, über die man sich nur schaudernd bückt. Unten hockt der Tod und schweigt mit gesenktem Schädel. Plötzlich hebt er das Haupt und grinst dich gräßlich an...

Dreizehnte Vigilie

# Kreisler an seinen Freund Theodor

Mein Theodor...Es ist lange her, daß ich diese Blätter in Händen hatte. Sie haben irgendwo in einem der zwei, drei schwarzen hölzernen Koffer gelegen, die mich über die Grenze begleiteten...

Ich habe heute meine erste Oper (ich meine, die erste von mir gedichtete und komponierte Oper) dirigiert. Sie hat »rauschenden Beifall« gefunden...! Als ich mich einmal — es war vor dem dritten Akte — von meinem Platz aus umwandte und in das verdunkelte Haus sah, all diesen seltsam bleichen Gesichtern in die schwarzen Augenhöhlen und hoch hinauf bis unter die hart an die Köpfe der zu oberst gedrängt Stehenden herabhängende

Decke, kam mir ein Gedanke von entschieden humoristischer Färbung: Wenn jetzt eine Flamme durch den Vorhang schösse, prachtvoll stürmend, breit selbst wie ein roter Vorhang, eine wundervoll verheerende Flamme, vor der kein Entrinnen wäre, und plötzlich auflloderte Gebälk und Dach und krachend die Decke einstürzte und alles begrübe, die fremd zusammengeströmten und hier aneinander gereihten Menschen, mich und die lärmenden Instrumente...!

Meine Oper erzählt in tönenden Farben und farbigen Tönen — die Worte sind unzulänglich, wie Worte immer — mein Leben. Es sind fünf Bilder. Alle angenehm spannend für den grusel-behaglichen Bürger. Aber das letzte ist voll entzückenden Schauders. Freilich nicht eben für diese Sperrsitzhäftlinge, obwohl sie, mitgerissen von einem flackernden Orchester, Beifall gejohlt haben. Mein Leben. Und ich selbst, Geschöpf und Schöpfer, mit dem Taktstock es beschwörend

aus den Tiefen des Traumes, der Leben heißt, ins grelle Licht der Rampen. Eine entsetzlich lustige Komödie. So verhöhn' ich mein Leben und sein Schicksal, zwing' es vom Dirigentenpult aus immer wieder, sich zähnefletschend ins Geleise zu schieben und sich abzuwälzen, rasend, wenn ich mag, schleichend, wenn ich höhnisch-barmherzig zögere. Den letzten Akt aber lass' ich sich ausbluten vor meinen Tyrannenblicken, sich winden, daß jede Spanne Weges, die sein qualendurchbebter Leib ächzend zurücklegt, dunkel purpurn gefärbt ist aus einem sterbend-unsterblichen Herzen.

Hör' ihn, diesen letzten Akt. Es ist ein Inhalt voll rapider Geschehnisse, aber ich koste sie manchmal schlürfend, das Zeitmaß verzögernd in teuflischer Wollust...: Hedwiga hat sich im Schloßteich ertränkt. Kreisler aber muß fliehen, eh das Gerücht emporwächst zur Rachefurie. Sein getreues Weib und er verlassen in einem Bauernwagen,

unter der Plache verborgen, nächtlicherweile die Stadt. Ein paar Kisten bergen ihre Habe... Da, im fahlen Morgengrauen, über einen klobigen Stein, stürzt das Gefährt. Alles rumpelt durcheinander. Aus dem Schlaf auftaumelnd klammert sich die Frau an die Seitenstützen, fällt, die Koffer kollern schütternd auf sie, und eine scharfe Kante trifft ihr tödlich die Schläfe... Mit einer Leiche fährt Kreisler ins neue Leben...

Ich erhebe mein Glas. Es ist mein Elixier. Heil Dir, Theodor, Geborgner, geruhig auf gerudertem Floße Treibender! Ein Unsteter grüßt Dich, ein Versprengter. Alle haben sie ihn allein gelassen in diesem tollen Leben, Kind und Frau und Freund, Julia und Hedwiga, das seltsame Doppelgestirn, das verzehrend über seinem Weg erstrahlte. Nur eine nicht, sie, die ich verwünsche wie ein gepeitschter Sklave, die ich anbete wie ein Heide seinen basaltnen Götzen, sie, die mir eine Heimat schenkt voll Sternenglanz und

Abendfrieden und wieder in eine eisige Fremde sich wandelt, drohend mit Schlünden und Stürzen, sie, die wie eine Kristallglocke ist über diesen schäbigen Wirklichkeiten, tönend von den Schwingen riesiger Engel, die um Gott kreisen, hallend von den Atemzügen des Weltalls, die Ewige, Unerreichbare, Wahnsinn Träufelnde, Seligkeiten Verschenkende, Eine, Allgegenwärtige, Unnennbare: die Kunst!

Die dreizehn Vigilien, geschrieben in Hietzing in der Zeit vom 22. Jänner bis zum 27. März 1905, wurden zum ersten Male veröffentlicht im Oktober 1905 in »Nord und Süd« (Breslau, Schlesische Buchdruckerei und Verlagsanstalt, vormals S. Schottlaender). Sie erscheinen hier nach mehrfacher Umarbeitung.

## Werke von Richard Schaukal:

| | |
|---|---|
| Gedichte | 1893 |
| Rückkehr. Ein Akt | 1894 |
| Verse (1892—1896) | 1896 |
| Tristia. Neue Gedichte | 1898 |
| Tage und Träume | 1899 |
| Sehnsucht. Neue Verse | 1900 |
| Einer, der seine Frau besucht, und andre Szenen | 1902 |

Diese Bücher sind
vergriffen und werden nicht mehr aufgelegt.

---

| | |
|---|---|
| Meine Gärten. Einsame Verse | 1897 |
| Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen | 1901 |
| Vorabend. Ein Akt in Versen | 1902 |
| Von Tod zu Tod und andre kleine Geschichten | 1902 |
| Das Buch der Tage und Träume | 1902 |
| Pierrot und Colombine oder das Lied von der Ehe | 1902 |
| Mimi Lynx. Eine Novelle | 1904 |
| Ausgewählte Gedichte | 1904 |
| E. T. A. Hoffmann | 1904 |
| Wilhelm Busch | 1904 |
| Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben | 1906 |
| Eros Thanatos. Novellen | 1906 |
| Verlaine-Heredia. Ausgewählte Nachdichtungen | 1906 |

---

| | |
|---|---|
| Heinebreviarium | 1897 |